Programm

des

Stadtgymnasiums zu Stettin

Ostern 1880.

Inhalt:

1. Bemerkungen zu Sophokles' Aias und Antigone. Vom Direktor Franz Kern.
2. Jahresbericht. Von demselben.

Stettin 1880.

Druck von Herrcke & Lebeling.

1880. Progr. Nr. 115.

Bemerkungen zu Sophokles' Aias und Antigone.

Soph. Aias 1185.

τίς ἄρα νέατος ἐς πότε λήξει
πολυπλάγκτων ἐτέων ἀριθμός

Früher pflegte man diese Stelle in genauem Anschluss an die Erklärung des Scholiasten als zwei getrennte Fragen aufzufassen und demgemäss hinter νέατος zu interpungieren; seit Hermann besonders sieht man in ihr aber einen Satz, der auf zweifache Weise (τίς und ἐς πότε) als Frage eingeleitet ist. Solche Sätze sind ja nun im Griechischen überaus häufig, und in dieser Hinsicht nehme ich an der jetzt gewöhnlichen Schreibung durchaus keinen Anstoss. Bedenken aber erregt mir im allgemeinen die Verbindung ἐς πότε, bis sie durch anderweitige Beispiele oder wenigstens durch Analogieen (ein anderes adverbiales Fragewort mit ἐς) gesichert ist, und zweitens für den Sophokleischen Sprachgebrauch im besonderen sogar die Annahme des Frageworts πότε, das bei diesem Dichter sonst nicht vorkommt, auch da nicht, wo durch die Anwendung desselben der natürlichste Ausdruck ermöglicht würde.

Beide Bedenken würden vor einer unzweifelhaften Ueberlieferung sogleich verschwinden müssen. Wir würden uns dann dabei zu beruhigen haben, dass Sophokles eben nur einmal, so oft auch dazu Veranlassung war, das Fragewort πότε gebraucht hat, und dass die Verbindung ἐς πότε (für das sonst übliche μέχρι τοῦ oder poetisch ποῖ), so völlig vereinzelt sie auch immer sein mag, eben durch die Ueberlieferung unserer Stelle als eine von jedem Anstoss freie bewiesen wird. Von solcher allen Zweifel niederschlagenden Ueberlieferung kann doch aber da nicht gesprochen werden, wo durch die blosse Aenderung des Accentes beide Bedenken verschwinden, ohne dass der Sinn, den die Stelle hat, irgend eine wesentliche Aenderung erleidet. Demnach scheint es mir zunächst einer Erwägung zu bedürfen, ob man nicht besser ἔς ποτε schreibt, das in εἰς ἅπαξ, εἰς ἔτι, εἰς ἀεί, εἰς ἔπειτα, εἰς ὀπίσω, εἰς τότε bekannte Analogieen haben würde.

Zu begründen ist aber noch die oben als Argument gebrauchte Meinung, dass für Sophokles häufig Veranlassung war, das Fragewort *πότε* zu gebrauchen, dass es also von ihm absichtlich vermieden zu sein scheint.

Im Aias (282) wird die Frage, wann der Wahnsinn des Helden angefangen habe, durch den Vers ausgedrückt

τίς γάρ ποτ' ἀρχὴ τοῦ κακοῦ προσέπτατο;

Im König Oedipus fragt dieser nach der Zeit, da Laios gestorben, mit den Worten (558)

πόσον τιν' ἤδη δῆθ' ὁ Λαίος χρόνον
ἄφαντος ἔρρει θανασίμῳ χειρώματι;

und nachher (735) nach demselben Ereignis

καὶ τίς χρόνος τοῖσδ' ἐστὶν οὐξεληλυθώς;

während kurz vorher die Frage nach dem Orte der Mordthat lautete (732)

καὶ ποῦ 'σθ' ὁ χῶρος οὗτος, οὗ τόδ' ἦν πάθος;

Philoktet (243 f) fragt mit seinen an Neoptolemos gerichteten Worten *τίνι*

στόλῳ προσέσχες τήνδε γῆν; πόθεν πλέων;

offenbar auch nach der Zeit seiner Ankunft auf Lemnos; denn Neoptolemos antwortet

ἐξ Ἰλίου τοι δὴ τανῦν γε ναυστολῶ.

Aehnlich Deianeiras Frage (Trach. 748)

ποῦ δ' ἐμπελάζεις τἀνδρὶ καὶ παρίστασαι;

aus der Hyllos mit Recht auch die Frage nach dem Zeitpunkt der Begegnung heraushört und demgemäss Auskunft giebt.*) Im Oedipus Coloneus (581) wird *πότε* durch *ποίῳ* ersetzt, wozu aus dem Vorhergehenden *χρόνῳ* zu ergänzen ist. Weniger ins Gewicht fallen an sich die Stellen, wo die Fragen rhetorischen Charakter haben, doch sind sie geeignet zur Bestätigung zu dienen. Nie leitet Sophokles solche Fragen, wie es doch Aeschylos thut, mit *πότε* ein, auch da nicht, wo es uns als das Natürlichste erscheinen würde. So O. R. 390 *ποῦ σὺ μάντις εἶ σαφής;* Aias 1100 *ποῦ σὺ στρατηγεῖς τοῦδε; ποῦ δὲ σοὶ λεῶν ἔξεστ' ἀνάσσειν;* 1237 *ποῦ βάντος ἢ ποῦ στάντος;* Phil. 1214 *πῶς ἂν εἰσίδοιμι;* Und wo der Begriff, den man in unserer Stelle in *ἐς πότε* finden will, ausgedrückt werden soll, hat er, wie andere Dichter, *ποῖ*. So Electr. 958 *ποῖ γὰρ μενεῖς ῥᾴθυμος, εἰς τίν' ἐλπίδων βλέψασ' ἔτ' ὀρθήν;*

Ein fragendes *ἐς πότε* also, das sonst, wie es scheint, nie vorkommt, das auch nicht einmal durch die Analogie anderer mit *ἐς* verbundener Frage-Adverbien, so viel ich weiss, gestützt werden kann, gerade in dem Text des Sophokles anzunehmen, der auch das einfache Fragewort absichtlich zu vermeiden scheint, dünkt mich kritisch um so mehr bedenklich, weil die andere Schreibung (*ἐς ποτε*) sich eben so gut und eben so schlecht in den Sinn fügt. Ja, berücksichtigt man die andern oben angeführten Stellen, so macht es den Eindruck, als wenn auch die Worte *τίς νέατος λήξει ἀριθμός* eine Umschreibung sein sollen für das vermiedene

*) Ganz ähnlich gebraucht zwar auch Euripides das *ποῦ*. In Herc. fur. nämlich fragt (1144 N) Herakles: *ποῦ δ' οἶστρος ἡμᾶς ἔλαβε; ποῦ διώλεσεν;* und Amphitryon antwortet: *ὅτ' ἀμφὶ βωμὸν χεῖρας ἠγνίζου πυρί.* Und auch Euripides braucht öfter ähnliche Umschreibungen, wie sie im Text bei Sophokles nachgewiesen sind. Da er nun aber doch das Fragewort *πότε* gelegentlich anwendet, so liegt der Einwand nahe, auch bei Sophokles würde es sich finden, wenn so viel, wie von Euripides, von ihm erhalten wäre. Darauf ist aber zu entgegnen, dass es sich gar nicht um die Beseitigung eines unzweifelhaft überlieferten, von keiner Praeposition abhängigen *πότε* handelt, und dass in der nicht grösseren Zahl der Aeschyleischen Tragödien *πότε* dreimal vorkommt.

πότε λήξει ἀριθμός, eine Umschreibung, in welche dann das Indefinitum ποτέ ebenso eingefügt wäre, wie Aias 282 τίς γάρ ποτ' ἀρχὴ τοῦ κακοῦ προσέπτατο;

Da nun aber eben das in solchen Fragen so unendlich oft vorkommende ποτέ völlig genügt, so muss man gegen die Hinzufügung des ἐς misstrauisch sein, besonders in der hier nicht recht verständlichen Verbindung mit λήγειν.*) „Bis zu irgend einer Zeit hört die Zahl der Jahre auf" ist doch ein seltsamer Ausdruck für das einfache „zu irgend einer Zeit hört sie auf", ein Ausdruck, welcher der Rede sicherlich weder grössere Kraft noch grössere Anschaulichkeit giebt. Deshalb wird denn die Stelle auch so erklärt, dass das Adverbium mit der Praeposition nicht mit λήγειν, sondern mit einem erst zu ergänzenden Begriff der Dauer construiert wird: „in quem finem usque durabit, donec desinat" (Schneidewin—Nauck 4. Aufl.) „bis wann dauernd enden" (Wecklein).

Bei dieser Sachlage scheint mir hier durch die Aenderung eines einzigen Buchstabens mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit das Echte hergestellt werden zu können, wenn man nämlich schreibt εἴ ποτε. Beispiele solcher Ellipsen sind ja häufig genug; darum beschränke ich mich auf eine gleichartige Stelle im Aias selber: V. 885 τίς (ἂν) Ὀλυμπιάδων θεᾶν . . . . τὸν ὠμόθυμον εἴ ποθι πλαζόμενον λεύσσων ἀπίοι; der Sinn wäre dann: „Welches Jahr wird als das letzte, wenn überhaupt jemals, aufhören mir ewige Not zu bringen?" Eine überschwängliche Rhetorik darf man darin nicht sehen; denn ein ewiger Krieg vor Troja wird natürlich dadurch gar nicht als möglich gedacht, sondern nur die keinem der Choreuten fern liegende Möglichkeit angenommen, dass er das Ende desselben nicht mehr erlebe, vielmehr noch mitten in den Gefahren und Mühen fortgerafft werde.

Soph. Aias 1402 ἄλις· ἤδη γὰρ πολὺς ἐκτέταται χρόνος.

Das ἄλις im Anfang dieser Rede des Teukros hat, so scheint es, bisher nie Bedenken erregt. Und doch ist es schwer verständlich. Zu wem soll Teukros das „Genug!" sagen, zu dem sich mit sehr wenig Worten verabschiedenden Odysseus? Was soll genug sein, seine wenigen Worte, oder was er thut oder zu thun verspricht? Er thut ja nichts und sagt ja auch nur, er wolle gehen voll Anerkennung der Handlungsweise des Teukros. Und wollte man auch, obwohl mit grossem Zwang, auf dieses letztere das ἄλις beziehen, so würde dazu der mit γάρ angeschlossene Grund nicht stimmen. Oder will man das ἄλις zu dem Chor gesprochen denken, so hätte es nur Sinn, wenn Teukros dadurch das Klagen desselben abschneiden wollte. Von einem Klagen der Choreuten ist aber hier keine Rede; es geht eben nichts als das Gespräch des Teukros mit Odysseus vorher. So bleibt ἄλις unerklärt, und es ist vielleicht nicht zu kühn anzunehmen, dass es aus ἀλλ' verschrieben ist, welches das passende Wort ist, um dem durch den Weggang des Odysseus beendigten Gespräch als ein Andres und nunmehr Notwendiges die Aufforderung den Aias zu bestatten gegenüberzustellen. (Die Aenderung des ἄλις in ἄγετ', die ja auch sinnentsprechend wäre, scheint mir wegen der grösseren Buchstabenverschiedenheit bedenklicher). Der Anstoss, den man an der Conjectur daraus nehmen könnte, dass sich dann ἀλλά zu schnell nacheinander wiederholen würde (V. 1400. 1402. 1403), ist durch Hinweisung auf manche analoge Fälle nicht schwer zu besei-

*) Das ποῖ καταλήξει μετακομισθὲν μένος ἄτης am Ende von Aesch. Choeph. darf man nicht als ähnliche Ausdrucksweise ansehen; denn ποῖ ist durch das von Hermann gegen Conjecturen mit Recht verteidigte μετακομισθέν hinreichend motiviert.

tigen; z. B. Hom. Il. II, 12. 13. 14. (γάρ) und ebenso in der doppelten Wiederholung derselben Verse. Ja, es wäre ja nicht unmöglich, dass eben der unnötige Anstoss, den man an der Wiederholung genommen, die Aenderung eines ursprünglichen ἀλλ' in ἄλις hervorgerufen hat.

Antig. 1074

τούτων σε λωβητῆρες ὑστεροφθόροι
λοχῶσιν Ἄιδου καὶ θεῶν Ἐρινύες
ἐν τοῖσιν αὐτοῖς τοῖσδε ληφθῆναι κακοῖς.

In diesen Worten pflegen die Erklärer nur den Anstoss, den man an der Verbindung des Genetivs τούτων mit λοχῶσιν oder ληφθῆναι nehmen könnte, durch Verweisung auf analoge Stellen wegzuräumen und die Verbindung des maskulinischen λωβητῆρες mit Ἐρινύες mit ähnlichem Gebrauch wie τύχῃ σωτῆρι (O. R. 81) als eine durchaus unbedenkliche darzustellen. Der zweite Anstoss ist in der That auch schon dadurch allein beseitigt; auch die für die Verbindung von τούτων mit einem der beiden Verba beigebrachten Stellen (und die sonst bei Matthiae und Kühner zu findenden) mögen immerhin genügen, um die gewöhnliche Auffassung des Ueberlieferten zu rechtfertigen. Freilich Wunder (5. Aufl. ed. Wecklein) will die letztere Verbindung nicht gelten lassen: „Gen. τούτων aptus est a nomine λωβητῆρες ita ut τούτων λωβητῆρες sensum habeat horum vindices." Wie aber der Begriff des Rächens und Strafens, also der Wiederherstellung des Rechtes, in demselben Worte liegen könne, das sonst ein Unrechtthun und zwar ein solches, das auch dem Thäter Schmach und Schande bereitet, so viel ich weiss, überall bedeutet, ist schwer zu glauben und in der Wunderschen Ausgabe durch keine Beweisstelle gestützt. Dennoch erscheint mir diese Interpretation, wenn auch sehr bedenklich, immer noch besser als die gewöhnliche, nach der λωβητῆρες dem ὑστεροφθόροι völlig gleichgeordnet als bleibende Eigenschaft, als allgemeine Charakterisierung der Erinyen erscheint. Ὑστεροφθόροι sind sie ohne allen Zweifel, Verderben dem Frevler zu bringen ist überall ihre Aufgabe; dass sie aber je von einem Dichter als λωβητῆρες bezeichnet werden könnten, würde ich nur glauben, wenn eben meine Annahme jenes sonst constanten Sprachgebrauchs als eine irrige nachgewiesen würde. Den zwiefachen Gebrauch von ἀλάστωρ würde man nicht als Beweismittel anwenden können, denn in diesem Worte erscheint nur der Wechsel von activer und passiver Bedeutung (wie im Deutschen „undankbar"), ohne dass der Inhalt des Begriffes geändert würde. Hier aber soll λωβητήρ, das sonst den Frevler, den Missethäter bedeutet, nicht etwa den bedeuten, dem ein Frevel zugefügt wird, sondern den, welcher den Frevel bestraft; gerade das Wesentliche in der Thätigkeit der Erinyen wäre also durch gar nichts ausgedrückt, es wäre so, als wenn sie gelegentlich auch einmal als ὑβρισταί oder ὑβριστῆρες bezeichnet würden, weil sie die ὕβρις bestrafen. Homer hat das Wort dreimal. Das Volk nennt so den Thersites (II, 275 λωβητῆρα ἐπεσβόλον), Diomedes gebraucht das Wort gegen Paris unter anderen verletzenden Attributen (XI, 385 τοξότα, λωβητήρ, κέραι ἀγλαέ, παρθενοπῖπα) und endlich fährt der eifernde Priamos mit den Worten λωβητῆρες ἐλεγχέες gegen die Troer los (XXIV, 239). Bei Homer also hat es durchaus den Charakter eines Schimpfwortes; es ist schwer zu glauben, dass es später angewendet werden konnte, um damit die Erinyen zu bezeichnen, die πότνιαι, σεμναὶ θεῶν παῖδες. Aeschylos hat das Wort überhaupt nicht, auch nicht λαβή oder λωβᾶσθαι. Dagegen braucht Sophokles λωβητήρ selber freilich nur einmal, nämlich an unserer Stelle, die andern Worte derselben Familie aber häufig genug, jedoch immer in dem Sinne der schmachvollen, schimpflichen Behandlung, nie bloss des Ver-

derbens, der schrecklichen Bestrafung. So ist es also auch aufzufassen, wenn Ismene von ihrer Mutter sagt (Ant. 54): *πλεκταῖσιν ἀρτάναισι λωβᾶται βίον*, wie es die Euripideische Helena (Hel. 299 N) deutlicher in den beiden Versen ausdrückt

ἀσχήμονες μὲν ἀγχόναι μετάρσιοι
κἀν τοῖσι δούλοις δυσπρεπὲς νομίζεται.

Mehr als einmal wendet nun Sophokles *λώβη* und *λωβητός* an, gerade wenn er von der schimpflichen Behandlung redet, die einem Toten widerfahren ist. Das ist nun auch eben hauptsächlich das Unrecht, welches Teiresias in seiner Rede dem Kreon vorhält; der König ist ein *λωβητήρ*, ebenso wie es im Aias den Atreiden vorgeworfen wird, (1388 *λωβητὸν ἐκβαλεῖν* cf. 1392) aber nicht die Erinyen, die vielmehr seiner *λώβη**) gegenüber die Rächerinnen sind, die *ὑστεροφθόροι*. Folgt also in unserer Stelle auf *τούτων σέ* ein Wort, in welchem der Begriff des *λωβᾶσθαι* enthalten ist, so wäre es das Natürlichste, dass dieses Wort eine Bestimmung zu *σέ* enthielte und *τούτων* (die schmähliche Behandlung des Polyneikes, auch der Antigone) von demselben abhängig wäre. Das ist aber nur möglich, wenn man die übliche Abteilung der Worte, die, soviel ich weiss, bis auf Eustathios zurück zu datieren ist, aufgiebt und schreibt:

τούτων σε λωβητῆρ' ἐσυστεροφθόροι
λοχῶσιν Ἅιδου καὶ θεῶν Ἐρινύες.

Damit fielen denn auch die oben erwähnten, an sich freilich die gegenwärtige Schreibung durchaus nicht verdächtigenden Schwierigkeiten zugleich weg. Dass *ἐσυστεροφθόροι* (zusammengesetzt wie *ἐγχειρίθετος* oder *ἐμπυριβήτης*) sonst nicht nachzuweisen ist, kommt hier gar nicht in Betracht, da dasselbe ja auch von *ὑστεροφθόροι* gilt. Und ein wie geringer, kaum gefühlter Unterschied**) zwischen *ὕστερον* und *ἐς ὕστερον* oder *ἐσύστερον* ist, zeigen manche Compositionen von Adverbien mit *ἐς*, besonders aber auch die Gleichsetzung von *ὕστερον* und *εἰσοπίσω* Soph. Phil. 1105: *μετ' οὐδενὸς ὕστερον ἀνδρῶν εἰσοπίσω τάλας ναίων ἐνθάδ' ὀλοῦμαι.* Auch der Scholiast giebt zu unserer Stelle die Erklärung *τὴν ἐς ὕστερον ἀψοφητὶ τιμωρίαν δηλοῖ.*

Antig. 1096

τό τ' εἰκάθειν γὰρ δεινόν, ἀντιστάντα δὲ
ἄτῃ πατάξαι θυμὸν ἐν δεινῷ πάρα.

Ob der Sinn, den man von der zweiten Hälfte des Gedankens erwarten muss, kein andrer sein kann, als dass der Widerstand als etwas noch Schlimmeres als das Nachgeben dargestellt werde, ist doch mindestens zweifelhaft. Die Erklärung von Wex, der in den Worten den Sinn findet „das ist nicht viel besser" ist nicht so ohne Weiteres abzulehnen; denn Kreon

---

*) Wenn der Chor. V. 791 sagt *σὺ καὶ δικαίων ἀδίκους φρένας παρασπᾷς ἐπὶ λώβᾳ*, so hat er dabei jedenfalls auch Kreons Verfahren gegen Polyneikes im Sinn. (Vergl. Verf. Ueber die Chorgesänge der Antig. Zeitschr. für Gymn. XXXIII, 386.)

**) Das wäre nicht der Fall, wenn man mit allerdings leiser Aenderung *ἔθ' ὑστεροφθόροι* schreiben wollte; es wäre dadurch die Strafe als erst oder noch in fernerer Zukunft eintretend bezeichnet. So meint es zwar der Scholiast, obwohl er *λωβητῆρες* gelesen hat (wenn nämlich das ganze Scholion einen Verfasser hat): *αἱ ὕστερον μέλλουσαι βλάψαι· καὶ τὸ λοχῶσι γάρ, τὴν οὐ παραχρῆμα ἀλλὰ τὴν ἐς ὕστερον ἀψοφητὶ τιμωρίαν δηλοῖ. τὸ ἀρσενικὸν δὲ ἀντὶ τοῦ θηλυκοῦ κτλ.* Müsste ich aber wählen zwischen der gewöhnlichen Auffassung und der Annahme der Conjectur *ἔτι* (*ἔθ'*), so würde ich doch diese vorziehen und das Bedenken dagegen damit beseitigen, dass auch der Anfang der Rede des Teiresias die Zeit der Strafe möglichst unbestimmt lässt und sie ferner hinauszurücken scheint (*μὴ πολλοὺς ἔτι τροχοὺς κτλ.*), als sie wirklich eintritt.

weiss eben noch nicht, ob er nachgeben oder widerstehen soll. In diesem Zustand des Schwankens mahnt ihn der Chor zur εὐβουλία, zur besonnenen Ueberlegung, damit er die richtige Entscheidung treffe. Und der immer noch unentschlossene König fragt darauf den Chor um Rat, und gegen dessen Rat, der ihm Gehorsam gegen Teiresias empfiehlt, bäumt sich noch einmal sein Trotz auf, und erst auf die nochmalige sehr ernste Vorhaltung des Chors entschliesst er sich mit schwerem Herzen zum Verzichtleisten auf die Aufrechterhaltung seiner Befehle. Nun erst erscheint ihm der Widerstand gegen Teiresias deutlich als das δεινότερον. Danach muss man gegen die Conjecturen, welche seit Musgrave den zweiten Vers mit Aenderung von πάρα in πέρα so gestalten wollen, dass er eine Steigerung gegen den voraufgehenden Gedanken enthält, recht bedenklich sein, zumal gegen Naucks hübsche Umdichtung des ganzen Verses, in der nicht weniger als fünf Worte geändert werden, von Wortkritik also ganz abgesehen wird: ἄτῃ παλαῖσαι δεινὰ καὶ δεινῶν πέρα. Ich sollte meinen, um diese Steigerung des Gedankens auszudrücken, würde die Aenderung der drei letzten Worte in ἔτι δεινοῦ πέρα ausgereicht haben. Die vorsichtige Aenderung Weckleins, der in dem sonst nicht veränderten Text ἐπί statt ἐν schreibt, kann deshalb nicht gebilligt werden, weil dadurch der Widerstand als etwas zu der Nachgiebigkeit Hinzukommendes dargestellt wird, während er doch ihr conträres Gegentheil ist, welcher sie aufhebt. Wecklein erklärt nämlich so: „Nachgeben ist hart, und wenn man Widerstand leistet, ist es zu dem Harten möglich sein Leben mit Weh zu schlagen."

Aber vielleicht bedarf die Stelle gar keiner Emendation. Das Anstössige, was in der Verbindung von ἐν δεινῇ mit πάρα und von πατάξαι mit ἄτῃ liegt und durch Interpretationen, die alle etwas Gezwungenes haben, weggeschafft werden soll, ist wohl am besten dadurch zu vermeiden, dass man ἄτῃ mit ἀντιστάντα verbindet und somit πατάξαι θυμόν nur durch ἐν δεινῷ bestimmt werden lässt. Der Sinn wäre dann folgender: „Nachgeben ist schrecklich; widerstehe ich aber dem Verderben (dem von Teiresias geweissagten; lasse ich also den Polyneikes unbeerdigt, die Antigone in ihrem Grabgemach und trete den daraus hervorgehenden Folgen entschlossen entgegen), so ist mein nahes Schicksal, dass ich mein Herz schrecklich treffe (da ich den Verlust von teuren Angehörigen werde zu betrauern haben). Kreon sieht also Schreckliches in den beiden sich entgegengesetzten, ihm allein offen stehenden Handlungsweisen, in dem unerträglichen Bewusstsein seine Herrschergewalt so gedemütigt zu wissen und in den sein Vaterherz fürchterlich treffenden Folgen seines fortgesetzten Widerstandes.

Das zu πατάξαι hinzugefügte ἐν δεινῇ hat nach Sophokleischem Sprachgebrauch ähnlichen Sinn wie δεινῶς oder δεινοῖς; es ist nicht auffälliger als Phil. 1393 ἐν λόγοις oder 102 ἐν δόλῳ, wofür in dem voraufgehenden Verse mit demselben Sinn δόλῳ steht. Man vergleiche auch Aesch. Prom. 425 ἐν πόνοις δαμέντα, Hom. Il. V, 386 ἐν δεσμῷ δῆσαι.

Aber auch wenn man in ἐν δεινῇ nichts anderes glaubt sehen zu können als „im Verderben", so würde πατάξαι in Verbindung mit dem stark zu betonenden θυμόν ausreichen, um die Schwere des Schicksalsschlages auszudrücken, ebenso wie das deutsche „treffen". Man denke an Chamissos Worte in „Frauen-Liebe und -Leben": „Nun hast Du mir den ersten Schmerz gethan, der aber traf." Das den Kreon umgebende δεινόν (im zweiten Verse), innerhalb dessen sein Gemüt getroffen wird, wäre dann die Not des Staates, die diesem nach der Prophezeiung des Teiresias von äussern Feinden droht, wie in Schillers Siegesfest die Troerinnen in dem Untergang des Reiches um das eigne Leiden weinen. Freilich der ebenso thatkräftige

Monarch wie mit inniger Liebe an seiner Familie hängende Vater würde durch das Zusammentreffen persönlichen und öffentlichen Unglücks auch doppelte Schmerzen empfinden, anders als der Herzog in Goethes „Natürl. Tochter“ III, 2, der sich die Schrecken der Revolution herwünscht

> Dass ich von allem Jammer rings umfangen
> Dem Schicksal mich ergebe, das mich traf.

Fasst man ἐν δεινῇ in diesem Sinn auf, so ist es gleichgültig, ob man es grammatisch mit πατάξαι oder mit πάρα verbindet, da es doch zu dem, womit man es nicht verbindet, hinzugedacht werden muss. Ebenso ist klar, dass dann ἐν δεινῷ nichts wesentlich Anderes bedeutet, als wenn ἐν ἄτῃ wiederholt wäre. Das hierin liegende Bedenken aber und zugleich die Erwägung, dass durch ἐν δεινῇ die Vorstellung „in dem allgemeinen Unglück“ doch recht dunkel ausgedrückt wäre, bestimmt mich eben ἐν δεινῷ lieber im Sinne von δεινῶς mit πατάξαι zu verbinden.

Franz Kern.

Jahresbericht

über

das Schuljahr von Ostern 1879 bis Ostern 1880.

A. Allgemeine Lehrverfassung.

Die Verteilung der Pensen auf die einzelnen Klassen ist unverändert geblieben; wie der Unterricht unter die einzelnen Lehrer verteilt worden ist, erhellt aus der am Schlusse des Programms aufgestellten Tabelle.

Gelesen wurde im Lateinischen in Ia. Sommer: Cic. de orat. Auswahl, Horaz Carm. II Auswahl, Epist. I, privatim Liv. 25. 26; Winter: Tacit. annal. I, Cic. p. Rosc. Amer., Horaz Carm. III mit Auswahl; privatim Cic. p. Murena und Sallust. bellum Jugurth. In Ib. S. Cicero de off. III, orat. Phil. I. II.; Hor. Od. II und Sat. I, 3; W. Cicero Laelius und ausgewählte Briefe; Liv. XXV; Hor. Od. III. In IIa. S. Cic. Verr. IV. Liv. III.; Caes. de bello gallico III IV; W. Cicero Phil. I II; Caesar de bello gallico V—VIII; Livius XXII c. 38—61 XXIII, XXVI zum Theil. In IIb. Livius XXI—XXIII 20; Cic. Catilinar. I—III. W. Verg. Aen. I. Im Griechischen: Ia. Soph. Antig.; Plat. Phaedo.; Hom. Il. 16—19. Ib. S. Sophocles Aias; W. Demosth. Philippische Reden, Thucydides II (excl. Reden) Hom. Il. 17 21. IIa. S. Lysias Rede gegen Agoratos, Hom. Odyssee 8..11. 12. 13. Anfang; W. Plato Apologie, Homer Odyssee 14—17. IIb. S. Verschiedene kleinere Reden des Lysias; W. Lysias Rede gegen Alkibiades. Xenophon Anabasis Buch III u. IV. Im Französischen: Ia. Molière's le Malade imaginaire; l'Avare. Ib. Corneille's le Cid; Racine's Iphigénie. IIa. Ségur, histoire de la grande armée Buch 5—5, 7—8. IIb. Charles douze Buch 8; Buch 1.

Von den Abiturienten wurden zu Michaelis folgende Aufgaben bearbeitet: Deutscher Aufsatz — Charakteristik Kreons in der Sophokleischen Antigone. Lateinischer Aufsatz — Cur adulescentem Scipionem Romani in Hispaniam miserint. Mathematische Aufgaben. 1. Durch einen innerhalb eines Kreises gegebenen Punkt eine Sehne so zu ziehen, dass der eine Abschnitt derselben doppelt so gross wird als der andere. — 2. Die Fläche F eines Kreisabschnitts ist 225,4711 Quadratmeter, der zugehörige Centriwinkel gleich 73° 55' 47,36"; wie gross ist der Kreishalbmesser? — 3. Die Gleichung $x^4 + 5x^3 - 66x^2 - 356x + 416 = 0$ aufzulösen. — 4. Ein gleichseitiger Kegel und ein quadratischer Cylinder haben gleiche Höhe. Welches ist das Verhältnis ihrer Oberflächen und das ihrer Rauminhalte? — Zu Ostern: Deutscher Aufsatz — Ist die Sophokleische Antigone völlig schuldlos, und, wenn nicht, welche Schuld trifft sie? Lateinischer Aufsatz — Quibus virtutibus aucta sit respublica Atheniensium, quibus perierit vitiis. Mathematische Aufgaben, 1. Ein gegebenes Quadrat in einen Rhombus zu verwandeln, dessen spitzer Winkel 45° beträgt. — 2. Diejenigen Winkel unter 180° zu suchen, welche der Gleichung $\frac{29}{2}\cot g\varphi - \frac{7}{2}\operatorname{tg}\varphi + \cot g\, 2\varphi = 17$ genügen. — 3. In eine Kugel ist ein gleichseitiger Kegel beschrieben; man sucht das Verhältnis der Oberflächen und das Verhältnis der Rauminhalte beider Körper. — 4. Jemand hat 9970 ℳ zu 4½ Procent auf Zinseszinsen ausgeliehen und lässt sich am Ende jedes Jahres 1260 ℳ zurückzahlen; nach wie viel Jahren ist sein Guthaben erschöpft? Nebst Entwickelung der Formel.

B. Chronik.

Mit dem Anfang des Schuljahres trat der Oberlehrer Dr. Jonas einen ihm zu einer Reise nach England gewährten Urlaub an. Vertreten wurde er während seiner Abwesenheit durch die Herren Prediger Pauli, Dr. Kröcher, ord. Lehrer an der hiesigen Realschule, und Schulamts-Candidat Menzel, welchen ich für die uns so bereitwillig geleistete Hülfe hiermit meinen ergebensten Dank sage. Zu Johannis kehrte Oberl. Jonas von seiner Reise zurück und übernahm wieder die deutschen Stunden in Unterprima und die Religions- und hebräischen Stunden in den oberen Klassen, während Herr Menzel das ihm übertragene Ordinariat der Untersexta noch bis Michaelis verwaltete. — Am 11. Juni hielt Oberl. Herbst die Festrede zur Feier der goldenen Hochzeit Ihrer Majestäten des Kaisers und der Kaiserin.

Zu Michaelis wurde die überfüllte Obertertia in zwei coordinierte Coeten geteilt. Der Hülfslehrer Priebe wurde zum ordentlichen Lehrer gewählt und am 21. October vereidigt. In derselben Zeit gab der Predigtamts-Candidat Hübner seine stellvertretende Lehrthätigkeit am Gymnasium auf. Für seine gewissenhafte Amtsführung sage ich ihm auch hier meinen herzlichsten Dank. Dafür traten die Schulamts-Candidaten Dr. Sydow und Dr. Tank zur Ableistung ihres Probejahrs ein und wurden zugleich mit der Verwaltung der beiden vakanten Hülfslehrerstellen beauftragt. Ausserdem trat eine Vermehrung der wissenschaftlichen Hülfsstunden ein.

Die Einrichtung der neuen Obertertia machte es nötig, dass die Vorschule, deren eine Klasse schon bisher in dem Schulhaus am Rosengarten unterrichtet werden musste, aus dem Gebäude des Stadtgymnasiums verlegt wurde. Alle drei Klassen siedelten nach den bis Michaelis von der nunmehr eingegangenen Gewerbeschule benutzten Räumen in der Schulstrasse über. — Am 6. und 7. Novbr. nahm der Herr Generalsuperintendent Dr. Jaspis Kenntnis von dem Religionsunterricht in sämtlichen Klassen des Gymnasiums.

Die Rede bei der Sedanfeier hielt der Oberlehrer Dr. Blümcke, die bei der diesjährigen Feier des Geburtstages Sr. Majestät des Kaisers und Königs hat der ord. Lehrer Dr. Schweppe übernommen.

Am 6. Decbr. fand eine musikalische Soirée des Musikvereins der Stadtgymnasiasten unter Leitung des Dr. Schweppe, am 7. Febr. eine musikalisch-deklamatorische Aufführung statt. Gesangvorträge des Gymnasialchors unter Leitung des Musikdirektors Dr. Lorenz wechselten ab mit Declamationen der Schüler, zum Teil auch Scenen aus deutschen, griechischen und französischen Dramen. Zum Besten der Witwenkasse wurden auch in diesem Winter Vorlesungen gehalten von den Herrn Schridde (ord. Lehrer an der städtischen höheren Töchterschule und zugleich Lehrer des Englischen am Stadtgymnasium): „Sonne und Mond in Sage und Dichtung“, Prof. Dr. Junghans: „Ueber Galilei“, Oberlehrer Dr. Herbst: „Maria Stuart in der Geschichte und in der Schillerschen Dichtung“, Oberlehrer Dr. Jonas: „Ueber Schillers Gedicht: das Ideal und das Leben“, dem Unterzeichneten: „Ueber Goethes Torquato Tasso“, Oberlehrer Dr. Haag: „Ueber Rudolf Reichenau, den Schilderer der deutschen Familie“. – Der Rechnungsabschluss für das Jahr 1879 ergiebt für den 1. Januar 1880 einen Kassenbestand von 5443,37 ℳ. In dieser Summe sind enthalten 300 ℳ, welche von dem Vater eines früheren Abiturienten uns zugewiesen sind. Ich sage demselben, der nicht genannt werden will, hiermit unsern herzlichsten Dank.

Die Abiturientenprüfungen wurden am 9. Sept. 1879 und am 4. März 1880 unter dem Vorsitz des Herrn Geh. Regierungsrates Dr. Wehrmann abgehalten. Im ersten Termin wurden alle neun Abiturienten für reif erklärt, zwei (Naumann und Kopp) unter Dispensation von der mündlichen Prüfung. Im zweiten Termin wurden von neun Abiturienten acht für reif erklärt, von diesen vier (Ewald Wellmann, Theodor Wellmann, Rabbow, Junghans) unter Dispensation von der mündlichen Prüfung.

C. Aus den Verfügungen der Behörden.

Minist. der geistl., Unterrichts- und Med.-Angelegenh. Berlin, 21. Januar 1880.

In der Frage der deutschen Orthographie haben die von dem verstorbenen Professor R. von Raumer, dargelegten Grundsätze, sowohl bezüglich der Erhaltung des festen Stamms allgemeinen Schreibgebrauches als bezüglich der Feststellung von schwankenden und der massvollen Berichtigung von zweckwidrigen Schreibweisen, eine in stetiger Zunahme begriffene Anerkennung gewonnen. Daneben fehlt es jedoch nicht an Bestrebungen, welche die gegenwärtige Rechtschreibung nach einer Sprachentwicklung der Vergangenheit glauben regeln zu sollen, oder welche andererseits, ausschliesslich bedacht auf consequente Bezeichnung der thatsächlich gesprochenen Laute, von dem Vorhandensein einer anerkannten Schriftsprache glauben absehen zu dürfen.

Von dem Schulunterrichte in der deutschen Orthographie sind derartige Bestrebungen, welche zwischen der Orthographie der Schule und der der gebildeten Kreise ausserhalb derselben eine nicht zu ertragende Trennung herbeiführen würden, seitens der Unterrichtsverwaltung grundsätzlich fern gehalten worden, und die auf wissenschaftlichem Gebiete erreichte Anbahnung einer Einigung hat auf die Ausbreitung der gleichen Grundsätze im Schulunterrichte in erfreulicher Weise eingewirkt. Gleichwohl ist nicht zu verkennen, dass auf dem bisher eingehaltenen Wege die Befriedigung des berechtigten Verlangens nach einheitlicher Regelung, wenn überhaupt, so jedenfalls nur sehr allmählich erreicht werden kann, und dass namentlich die Verschiedenheit der Orthographie in den Schulbüchern, insbesondere den deutschen Lesebüchern, der Erreichung dieses Zieles hindernd entgegentreten muss.

Durch diese Erwägungen habe ich mich bestimmt gefunden, auf Grund der Raumer'schen Abhandlungen, namentlich der von ihm für die orthographische Konferenz ausgearbeiteten Vorlage, und unter Berücksichtigung der seitdem stattgehabten weiteren Erörterungen des Gegenstandes das in der Anlage beigeschlossene Regelbuch für den Schulgebrauch ausarbeiten zu lassen. Dasselbe steht, abgesehen von vereinzelten unerheblichen Ausnahmen in sachlichem Einklange mit dem von der bayerischen Unterrichtsverwaltung unter dem 21. September v. Js. für den dortigen Schulunterricht vorgeschriebenen Buche.

Hiernach treffe ich folgende Anordnungen:

1. Das anliegende Buch „Regeln und Wörterverzeichnis für die deutsche Rechtschreibung zum Gebrauch an den preussischen Schulen. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. Ladenpreis des gebundenen Exemplars 0,15 *M.*“ hat vom Beginne des Schuljahres 1880/81 an allen Schulen als Norm für den orthographischen Unterricht und für die in den schriftlichen Arbeiten der Schüler einzuhaltende Orthographie zu dienen.

In den Schullehrer- und Lehrerinnen-Seminarien sowie in denjenigen Klassen der höheren Schulen, zu deren Lehraufgabe der orthographische Unterricht gehört, ist dasselbe als Schulbuch einzuführen.

2. Alle zur Einführung im Schulunterricht zu beantragenden deutschen Lesebücher, einschliesslich der neuen Auflagen der bereits im Gebrauche befindlichen, haben fortan die vorgeschriebene Orthographie einzuhalten. Eine Ausnahme davon machen nur solche Lesebücher, welche als literarhistorische Hilfsmittel die Schreibweise der betreffenden Zeit grundsätzlich beibehalten.

Es ist in geeigneter Weise dahin zu wirken, dass die gleiche Orthographie auch in den anderweiten Schulbüchern zur Anwendung komme; insbesondere sind aus den Klassen Sexta, Quinta und Quarta der höheren Schulen innerhalb eines Zeitraumes von längstens fünf Jahren Schulbücher von abweichender Orthographie zu beseitigen.

(Die durch diese Verfügung vorgeschriebene Orthographie ist in dem Programm bereits zur Anwendung gekommen.)

Kön. Provinzial-Schul-Collegium von Pommern. Stettin, 21. Februar 1880.

In Folge eines auf Anregung der vorjährigen pommerschen Direktorenversammlung dem Herrn Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten von uns erstatteten Berichts hat sich der Herr Minister durch Erlass vom 7. d. Mts. damit einverstanden erklärt, dass auch in Pommern, wie in den benachbarten Provinzen, die Ferien an den höheren Schulen zu Ostern, Michaelis und Weihnachten je 2 Wochen, die Sommerferien 4, die Pfingstferien ½ Woche dauern sollen. Zugleich sind wir ermächtigt worden, vor Beginn eines jeden Jahres die Ferienordnung für dasselbe festzusetzen und durch Cirkular-Verfügung den höheren Schulen vorzuschreiben.

Demgemäss bestimmen wir unter Aufhebung unserer Cirkular-Verfügung vom 11. Juni 1872 No. 1153 S. hierdurch, dass die Ferien an allen höheren Schulen unseres Verwaltungsbereiches im Jahre 1880 folgende Ausdehnung und Lage haben:

1. Osterferien, wie schon durch unsere Cirkular-Verfügung vom 12. Januar d. Js. No. 15 S. angeordnet worden ist: Schulschluss: Dienstag den 23. März Nachmittag, Schulanfang: Mittwoch den 7. April;

2. Pfingstferien: Schulschluss: Sonnabend den 15. Mai Mittag, Schulanfang: Donnerstag den 20. Mai;

3. Sommerferien: Schulschluss: Sonnabend den 3. Juli Mittag, Schulanfang: Montag, den 2. August;

4. Michaelisferien: Schulschluss: Sonnabend den 25. September Mittag, Schulanfang: Montag den 11. Oktober;

5. Weihnachtsferien: Schulschluss: Mittwoch den 22. Dezember Mittag, Schulanfang: Donnerstag den 6. Januar.

D. Verzeichnis der Schüler des Stadtgymnasiums nach der Rangordnung der Weihnachtscensur.

Ober-Prima.

Erste Ordnung.

1. Ernst Wegener
2. Ewald Wellmann
3. Theodor Wellmann
4. Ernst Rabbow
5. Paul Hönicke
6. Otto Wöhlermann
7. Karl Junghans
8. Johannes Baudach

Zweite Ordnung.

9. Ulrich Wilcken
10. Bruno Timm
11. Julius Gottschalk
12. Karl Rollin
13. Cay Ivers
14. Max Schwarz
15. Richard Peters
16. Gottfried Bock

Unter-Prima.

Erste Ordnung.

1. Max Wellmann
2. Wilhelm Marquardt
3. Johannes Strelow
4. Johannes Wex
5. Max Birkenfeld
6. Rudolf Zelter
7. Karl Retzlaff
8. Werner Wetzel
9. Max Giesebrecht
10. Adolf Gutmann
11. Edmund Holtz
12. Albert Uthke
13. Oswald Magunna
14. Gustav Stuhlmacher

Zweite Ordnung.

15. Friedrich Knüppel
16. Hans Freise
17. Rudolf Modrow
18. Arnold Schreckhaase
19. Eberhard Wolff
20. Robert Schütz
21. Julius Margendorff
22. Walter von Petersdorff
23. Rudolf Müller
24. Albert Oestreich
25. Wilhelm Berent

Ober-Secunda.

Erste Ordnung.

1. Walter von Schaper
2. Paul Karge
3. Georg Leistner
4. Erich Bethe
5. Paul Jobst
6. Heinrich Vent
7. Georg Kägler
8. Franz Rudolph
9. Ernst Müller
10. Johannes Dupke
11. Georg Stamper
12. Wilhelm Hartwig
13. Hermann Strömer
14. Franz Möller
15. Karl Reimarus
16. Otto Gerlach
17. Richard Wolff
18. Hans Rudolph

Zweite Ordnung.

19. Richard Hirsch
20. Paul Meister
21. Paul Viebke
22. Otto Kern
23. Alfred Hirsch
24. Ernst Schön
25. Max Wolff
26. Ernst Meyer

Unter-Secunda.

Erste Ordnung.

1. Willy Löwinsohn
2. Wilhelm Rose
3. Ernst v. d. Nahmer
4. Reinhold Agahd
5. Paul Schubbert
6. Gerhard Wex
7. Paul Orlovius
8. Ludwig Friedeberg
9. Adolf Niemann
10. Adolf Mecke
11. Max Bosch
12. Alexander Guttenberg
13. Otto Jaenisch
14. Paul Aren
15. Georg Schwarze
16. Georg Lichtheim
17. Karl Frank
18. Friedrich Karl Witte
19. Otto Nernst
20. Wilhelm Meister
21. Hugo Wolff
22. Franz Mesterknecht
23. Charles de la Frémoire
24. Hans Hofrichter
25. Karl Fricke
26. Hans Przewisinski
27. Hans Fricke
28. Siegmund Markuse

Zweite Ordnung.

29. Alexander Giesen
30. Fritz von Mühlenfels
31. Friedrich Rubinstein
32. Paul Schulz
33. Richard Schneider
34. Eugen Schubbert
35. Walter Graewe
36. Ernst Schleich
37. Hans Wichards
38. Peter Ivers
39. Albert Hasseier
40. Karl Samuel
41. Erich Braun
42. Moritz Litten
43. Fritz Lippold
44. Wilhelm Kubick

Ober-Tertia I.

Erste Ordnung.

1. Hans Zimmermann
2. Ernst Clément
3. Reinhold Hintze
4. Alexand. Grotjohann
5. Benno Goldstein
6. Wilhelm Lembcke
7. Edgar Apolant
8. Otto Lüpke
9. Hans Homeyer
10. Clarence Schultz
11. Oscar Zipperling
12. Gerhard Küster
13. Max Haslinger
14. Karl Hartmann
15. Fritz Lübcke
16. Paul Dummer
17. Johannes Zaar
18. Ernst Hofrichter
19. Arthur Brausewetter
20. Richard Schmiede
21. Fritz Freise

Zweite Ordnung

22. Johannes Fiebelkorn
23. Alfred Eckert
24. Emil Koch
25. Paul Bütow
26. Sigurd Tresselt
27. Albert Hildebrandt
28. Georg Brock
29. Max Walter
30. Barny Bowman
31. Wilhelm Austen
32. Georg Schau
33. Hellmuth Liskow

Ober-Tertia II.

Erste Ordnung.

1. Heinrich Meylahn
2. Karl Knüppel
3. Nathan Jacobsohn
4. Rudolf Gerlach
5. Richard Nicol
6. Fritz Manasse
7. Ernst St. Blanquart
8. Paul Hasse
9. Emil Leopold
10. Georg Lehmann
11. Fritz Junghans
12. Otto Zitzke
13. Gustav Schoenfelder
14. Max Dümmel
15. Benno Marcuse
16. Heinrich Herrmannn
17. Max Draeger

Zweite Ordnung.

18. Georg Hansmann
19. Arthur Knepel
20. Fritz Schiffmann
21. Karl Kannenberg
22. Ernst Brunkow
23. Gustav Ebner
24. Karl Borchard
25. Franz Witte
26. Albert Goehtz
27. Johannes Kroesing
28. Richard Hansmann
29. Georg Ehrlich
30. Richard Brunnemann
31. Georg Foss

Unter-Tertia I.

Erste Ordnung.

1. Hermann Schwartz
2. Hugo Minack
3. Martin Lieckfeld
4. Franz Nagel
5. Karl Maass I
6. Martin Wellmann
7. Hans Tavernier
8. Karl Maass II
9. Karl Bétac
10. Wolfgang v. d. Wense
11. Fritz Vent
12. Paul Oehlschläger
13. Theodor Baudach
14. Karl Vent
15. Martin Bethe
16. Richard Rosenstein
17. Eberhard von Rosenberg

18. Rudolf Horn
19. Waldemar Schircks

Zweite Ordnung.

20. Paul Rabbow
21. Karl Heyn
22. Otto Prange
23. Christian Herbst
24. Paul Goehtz
25. Friedrich Metzel
26. Paul Cohnheim
27. George Kanzow
28. Emil Schroeder
29. Adolf Cohnheim
30. Hermann Gaedeke
31. Sigismund Noack
32. Erhard Horn
33. Paul Gadebusch
34. Otto Kannengiesser

Unter-Tertia II.

Erste Ordnung.

1. Martin Loeck
2. Karl Flandorffer
3. Hermann Grünberg
4. Hermann Reinsch
5. Arthur Krohn
6. Max Kern
7. Hugo Benade
8. Richard Wolff
9. Paul Sperling
10. Rich. Kannengiesser
11. Otto Reinecke
12. Theodor Waage
13. Georg Samuel
14. Ludwig Berg
15. Max Boldt
16. Karl Boden
17. Franz Foss
18. Georg Friederici
19. Max von Puttkamer
20. Max Boas

Zweite Ordnung.

21. Paul Hartmann
22. Walther Stephan
23. Paul Sährendt
24. Jacob Brock
25. Friede von Wangenheim
26. Hans Cuno
27. Ernst Lehmann
28. Paul Zipperling
29. Franz Hilberling
30. Alfred Apolant
31. Waldemar Milentz
32. Leo Nöthling

Ober-Quarta.

1. Heinrich Sydow
2. Ernst Mentzel
3. Walter Fraude
. Otto Gerischer
. Gustav Klitscher
6. Karl Köhn
7. Richard Krieger
8. Waldemar Rosenow
9. Franz Dummer
10. Walter Späthen
11. Otto Bleck
12. Arthur Klettner
13. Ernst Wolff (II)
14. Johannes Ehrlich
15. Rich. Brausewetter (I)
16. August Böttcher
17. Otto Schreckhaase
18. David Sarasohn
19. Paul Saunier
20. Max Thym
21. Ludwig Wehr
22. Eugen Wolter
23. Georg Horn
24. Emil Fritz
25. Max Brausewetter (II)
26. Hans Schrader
27. Friedrich v. Pritzbuer
28. Rudolf Krösing
29. Ernst Keiler
30. Walter Kettner
31. Richard Gollmer
32. Johannes Berger
33. Richard Perrey
34. Hermann Zoller
35. Emil Ebert
36. Emil Mortier
37. Ernst Wolff (I)
38. Eduard Müller

Unter-Quarta.

1. Julius Cohn
2. Otto Ehrlich
3. Reinhold Bohnstengel
4. Ernst Toepfer
5. Paul Mützel
6. Hermann Ehrke
7. Otto Harnack
8. Gerhard Hartig
9. Franz Piest
10. Eduard Gersdorf
11. Max Hildebrandt
12. Waldemar Pietschmann
13. Franz Ludewig (I)
14. Georg von Schaewen
15. Otto Müller
16. Georg Schroeder (II)
17. Willi Draeger
18. Albert Fouquet (II)
19. Julius Rose
20. Richard Boetzow
21. Eugen Fouquet (I)
22. Egon Schirks
23. Johannes Brüssow
24. Wilhelm Milentz
25. Hans Schroeder (I)
26. Victor Graewe
27. Wilhelm Noack
28. Ernst Klettner
29. Paul Kruschewsky
30. Ernst Ziemke
31. Heinrich Homann
32. Paul Koenig
33. Hugo Schocher
34. Willi Waldow
35. Arthur Nicol
36. Georg Kniep
37. Heinrich Pust
38. Georg Wolff
39. Otto Ludewig (II)
40. Alfred Sydow

Ober-Quinta.

1. Alfred Cotrelly
2. Edwin Schultz
3. Ernst Lenz
4. Max Hirsch
5. Arnold Rohde
6. Gustav Busse
7. Rudolf Krahnstöver
8. Willy Lüderwaldt
9. Fritz Krantz
10. Ernst Reiche
11. Bernhard Meister
12. Franz Geissler
13. Ernst Halbrock
14. Walter Krüger
15. Adolf Westphalen
16. Fritz Kühl
17. Egbert Weiss
18. Joseph von Schöler
19. Max Kamrath
20. Curt Orlovius
21. Ernst Wiemann
22. Johannes Gaecke
23. Waldemar Kniep
24. Richard Berent
25. Karl Göttig
26. Curt Krasting
27. Max Nagel
28. Willy Bader
29. Hans von Fritze.
30. Leopold Stadthagen
31. Johannes Ahle
32. Hugo Wolffenberg
33. Friedrich Lippert
34. August Graewe
35. Ernst Johannis
36. Reinhard Kühnemann

Unter-Quinta.

1. Paul Schmidt
2. Fritz Haker
3. Sally Leipziger
4. Paul Scholwin
5. Georg Cohn
6. Hans Gehrke
7. Max Geissler
8. Adolf Vierow
9. Hans Rabbow
10. Walter Stolle
11. Julius Benade
12. Paul Krüger
13. Wilhelm Rath
14. Karl Sperling
15. Hugo Hintz
16. Max Busack
17. Paul Dümmel
18. Ferdinand Fritz
19. Konrad Schroeder
20. Hermann Bornemann
21. Rudolf Hotopf
22. Bruno Joseph
23. Georg Gollop
24. Oscar Krieger
25. Karl Bethe
26. Ernst Fricke
27. Albert Bohnstengel
28. Hermann Metzmacher
29. Curt Eckert
30. Fritz v. Ferentheil
31. Hermann Lipschütz
32. Hermann Braun
33. Paul Moldenhauer
34. Walter Köbcke
35. Erich Brust
36. Walter Kuhn
37. Fritz Petersen
38. Oskar Nicol
39. Otto Rosenow
40. Wilhelm Bruger
41. Max Rothholz
42. Max von Trebra
43. Sigwald Tresselt
44. Henry Zingler

Ober-Sexta.

1. Georg Philipp
2. Sigismund Herzog
3. Fritz Meister
4. Gustav Schulze
5. Karl Schultz
6. Martin Engelke
7. Hugo Saalfeld
8. Hans Lange
9. Kurt Losch
10. Hans Witte
11. Hermann Hasenknopf
12. Samuel Flatow
13. Albert Burscher
14. Georg Weise
15. Wilhelm Döring
16. Max Thom
17. Max Orlovius
18. Friedrich Boden
19. Harry Wenborne
20. Max Müller
21. Leopold Sarasohn
22. Eduard Hirsch
23. Julius Sperling

24. Eugen Töpfer
25. August Knittel
26. Konrad Strömer
27. Paul Kamrath
28. Erich Friedeberg
29. Hermann Borck
30. Georg Krüger
31. Konrad Hasse
32. Walther Krösing
33. Erwin von Heemskerck
34. Walther Meinke
35. Hans von Pritzbuer
36. Franz Wolff
37. Martin Brock
38. Arthur Brandt
39. Julius Levin
40. Max Völker
41. Willy von Haselberg
42. Hermann Henschel
43. Friedrich Berg
44. Willy Franke
45. Heinz von Wangenheim
46. Max Bauer
47. Erich Maass
48. Johannes Geiseler
49. Hermann Vogelstein

Unter-Sexta.

1. Georg Schober
2. Carl Anderson
3. Georg Körnke
4. Conrad Albrecht
5. Oskar Romann
6. Max Brunnemann
7. Otto Schöneberg
8. Willy Külzow
9. Paul Schrader
10. Erich Hasselbach
11. Paul Maass
12. Gotthilf von Trebra
13. Georg Schmah
14. Max Berg
15. Reinold Kern
16. Paul von Schaewen
17. Albert Wernicke
18. Carl Cohn
19. Carl Sass
20. Franz Budde
21. Reinhard Mäder
22. Siegfried Kühnemann
23. Emil Lehmann
24. Georg Falkenstein
25. Ernst von Webern
26. Edmund Grunwald
27. Leo Wolff
28. Julius Saalfeld
29. Wilhelm Bötzow
30. Franz Beeg
31. Gustav Schlegel
32. Max Gehrke
33. Fritz Philipp
34. Ernst Pöppel
35. Wilhelm von Borcke
36. Theodor Müller
37. Normann Schultz
38. Carl Pöppel
39. Bruno Müller
40. Max Feiler
41. Otto Zoller
42. Gerson Blöde.

Vorschule.

Klasse I.

1. Paul Petersen
2. Julius Beutler
3. Hans Wellmann
4. Max Schröder
5. Friedrich Doering
6. Willy Ganske
7. Ernst Samuel
8. Emil Wagner
9. Karl Staeker
10. Max Westphalen
11. Richard Weinreich
12. Max Rosenthal
13. Johannes Hoepping
14. Franz Rutkowski
15. Georg Giese
16. Ulrich Triest
17. Willy Gaecke
18. Bruno Wolff
19. Karl Lampe
20. Heinrich Retzlaff
21. Karl Kumm
22. Paul Lübcke
23. Max Wehr
24. Oskar Rühl
25. Willy Krantz
26. Otto von Schaper
27. Ernst Wilke
28. Ernst Nieke
29. Ludwig Joseph
30. Hans von Priesdorff
31. Julius Borchert
32. Edgar Felsch
33. Otto Jantzen
34. Friedrich Arnold
35. Ernst Brust
36. Erich Schimmelpfennig
37. Julius Schacht
38. Ewald Claus
39. Georg Poeppel
40. Ludwig Vogelstein
41. Richard Fretzdorff
42. Kurt Freise
43. Hans Kuhlo
44. Max Rubenstein
45. Fritz Keiler
46. Walter Schimmelpfennig
47. Alfred Schmidt
48. Max Moritz
49. Hermann Brunkow
50. Hans Böhm
51. Fritz von Lehsten
52. Karl Schröder
53. Fritz Eckert
54. Walter Tresselt
55. Johannes Hildebrandt.

Klasse II.

1. Adolf von Schaeven
2. Max Voss
3. Hermann Herotizky
4. Emil Dresdner
5. Arnold Boldt
6. Erhart Kettner
7. Paul Böhnke
8. Willibald Felsch
9. Max Dobberwitz
10. Emil Friedeberg
11. Ernst Strömer
12. Paul Schmah
13. Albrecht Bethe
14. Ernst Schüler
15. Leo Hirschberg
16. Robert Nicol
17. Wilhelm Anderson
18. Max Meyring
19. Friedrich Skalweit
20. Ernst Wilde
21. Gustav Stolle
22. Richard Schröder
23. Egon Kuhn
24. Arnold Hirsch
25. Walter Bensemann
26. Max Lehmann
27. Max Albrecht
28. Hans Piper
29. Willy Geiseler
30. Ernst Ludewig
31. Heinrich Rohde
32. Paul Buchholz
33. Fritz Jantzen
34. Willy Müller
35. Ernst Daenell
36. Franz Wendt
37. Fritz Schneider
38. Georg Rudolf
39. Karl Höpffner
40. Willy Blankenburg
41. Curt Wolff
42. Willy Pietschmann
43. Siegfried Rosenthal
44. Hermann Kamrath
45. Alfred Müller
46. Alfred Dantzer
47. Arthur Leipziger
48. Hans van Drage
49. Bruno Waldow
50. Willy Weipert
51. Heinrich Ludendorff
52. Fritz Manling
53. Arthur Lotzin
54. Joseph Feiler
55. Julius Schilling
56. Erich Nieke
57. Max Hager.

Klasse III.

1. Paul Treu
2. Otto Knaack
3. Wilhelm Conrad
4. Karl Hüllner
5. Walter Brust
6. Julius Berg
7. Franz von Januszkiewicz
8. Friedrich Wothe
9. Curt Rabbow
10. Karl Pilz
11. Curt von Wangenheim
12. Arthur Lewy
13. Hermann Ritter
14. Arthur Herms
15. Hermann Bötzow
16. Willy Nagel
17. Gustav Macdonald I
18. Paul Macdonald II
19. Hermann Mäder
20. Bruno Grünemann
21. Walter Beerbaum
22. Hugo Radüchel
23. Hans Scheibel
24. Eduard Korn
25. Léon Saunier
26. Karl Kress
27. Arthur Fouquet
28. Ernst Butzke.

E. Lehrapparat.

Für die Bibliothek wurden angeschafft: 1. Zeitschrift Hermes für classische Philologie, Bd. 14. — 2. Zeitschrift für wissenschaftliche Philosophie, Jahrgang 3. — 3. Zarncke, literarisches Centralblatt, 1879. — 4. Neue Jahrbücher für Philologie, 1879. — 5. Zeitschrift für Gymnasialwesen, 1879. — 6. Centralblatt für das Preussische Unterrichtswesen, 1879. — 7. Nouvelles annales de mathématiques, 1879. — 8. Journal des mathématiques élémentaires, 1879. — 9. Zeller, die Philosophie der Griechen, Thl. II, Abth. 2. — 10. v. Spruner, Handatlas, Fortsetzung und Schluss. — 11. v. Ranke, Werke, die Fortsetzungen. — 12. Bobertag, Geschichte des Romans, Fortsetzung. — 13. Philosophische Bibliothek, die Fortsetzungen. — 14. Grimm, Deutsches Wörterbuch, die Fortsetzungen. — 15. Tragicorum graecorum fragmenta, ed. Nauck. — 16. 108 Sectionen Reymannscher Karten. — 17. Düntzer Goethes Faust. — 18. Allgemeine Deutsche Biographie, die Fortsetzungen. — 19. Julian Schmidt, Geschichte der französischen Literatur. — 20. Rümelin, Shakespearestudien. — 21. Gaedeke, Maria Stuart. — 22. Munck Geschichte der Griechischen Literatur. — 23. Teichmüller, Unsterblichkeit der Seele. — 24. Rosenkranz, neue Studien, Band I. — 25. Düntzer, Goethes Leben. — 27. Wecklein, Sophokles Ajas. — 27. Sanders, Wörterbuch der Deutschen Sprache. — 28. Jacob, Sophocleae quaestiones. — 29. Schultz, höfisches Leben zur Zeit der Minnesinger. — 30. Kirchhoff, Entstehungszeit des herodoteischen Geschichtswerks. — 31. Wecklein, ars Sophoclem emendandi. — 32. Mushacke, Schulkalender, 1879. — 33. Der deutsch-frenzösische Krieg, Generalstabswerk, die Fortsetzungen. — 34. Xenophons Anabasis, ed. Vollbrecht. — 35. Köchly und Rüstow, griechisches Kriegswesen. — 36. Lehmann, Goethes Sprache und ihr Geist. — 37. Brehm, Thierleben, Fortsetzung und Schluss. — 38. Budde, Lehrbuch der Physik. — 39. Spitz, mathematische Lehrbücher. — 40. Wallentin, Maturitätsfragen. — 41. Gretschel und Wunder, Jahrbuch der Erfindungen, 1879. — 42. Beez, Leitfaden der Physik. — 43. Reis, Elemente der Physik. — 44. Petersen, Methoden und Theorien. — 45. Förster, Sammlung wissenschaftlicher Vorträge.

An Geschenken sind eingegangen:

Von der Gesellschaft für Pommersche Alterthumskunde: Baltische Studien, Jahrgang 29.

Von Herrn Medicinalrath Dr. Wissmann hier: Sechs Stück Programme über Aristophanes.

Von Herrn Gymnasiallehrer Priebe: Schuppe, Dr. W., das menschliche Denken. — Siegwart, Logik, Band I.

Für die dem Gymnasium gemachten Geschenke sagt der Unterzeichnete im Namen der Schule ergebensten Dank.

F. Statistische Uebersicht.

Anfangsfrequenz im Sommersemester 1879 im Gymnasium: 486.

Ia.	Ib.	IIa.	IIb.	IIIa.	IIIb. 1.	IIIb. 2.	IVa.	IVb.	Va.	Vb.	VIa.	VIb
19	21	31	43	55	31	34	42	42	35	37	41	55

in der Vorschule: 125.

I.	II.	III.
50	47	28

Anfangsfrequenz im Wintersemester 1879—80 im Gymnasium: 500.

Ia.	Ib.	IIa.	IIb.	IIIa 1.	IIIa 2.	IIIb 1.	IIIb 2.	IVa.	IVb.	Va.	Vb.	VIa.	VIb.
20	25	27	47	33	33	34	32	40	41	35	45	48	40

in der Vorschule: 141.

I.	II.	III.
54	58	29

Zu Michaelis vorigen Jahres wurden folgende Schüler nach bestandener Prüfung mit dem Zeugnis der Reife entlassen:

1. David Naumann, geb. 1. December 1861 in Pasewalk, 5 Jahre auf dem Gymnasium, 2 Jahre in I, studiert Jura in Berlin.

2. Karl August Kopp, geb. 14. Februar 1862 in Zakrzewo bei Rehden, 7 Jahre auf dem Gymnasium, 2 Jahre in I, studiert Mathematik in Berlin.

3. Max Ferdinand Rudolf Oelschläger, geb. 18. August 1861 in Stettin, 9 Jahre auf dem Gymnasium, 2 Jahre in I, studiert Jura in Leipzig.

4. Otto Heinrich Richard Adolf Eugen Kühnemann, geb. 10. Januar 1861 in Stettin, $9\frac{1}{2}$ Jahre auf dem Gymnasium, $2\frac{1}{2}$ Jahre in I, ist Kaufmann geworden.

5. Karl Wilhelm Bruno Hildebrandt, geb. 3. September 1859 in Retzin bei Grambow, $7\frac{1}{2}$ Jahre auf dem Gymnasium, 2 Jahre in I, ist zum Forstfach übergegangen.

6. Georg Gotthilf Friedrich Hecker, geb. 7. April 1858 in Königsmühl bei Cammin, $8\frac{1}{2}$ Jahre auf dem Gymnasium, $2\frac{1}{2}$ Jahre in I, studiert Theologie in Berlin.

7. Gustav Johannes Georg Dürr, geb. 27. Februar 1858 in Kl. Barnim bei Wrietzen a./O., $1\frac{1}{4}$ Jahre auf dem Gymnasium, 3 Jahre in I (vorher auf dem Gymnasium zu Luckau), studiert Theologie in Berlin.

8. Franz Karl Konrad Polzenhagen, geb. 6. April 1854 in Stettin, $2\frac{1}{2}$ Jahre auf dem Gymnasium, $4\frac{1}{2}$ Jahre in I (vorher auf dem hiesigen Marienstiftsgymnasium), studiert in Greifswald Theologie.

9. Johannes Karl Julius Schön, geb. 23. September 1859 in Stettin, 10 Jahre auf dem Gymnasium, 2 Jahre in I, studiert in Leipzig Jura.

Desgleichen Ostern 1880:

1. Ernst Karl Wilhelm Wegener, geb. 12. August 1859 in Stettin, 9 Jahre auf dem Gymnasium, 3 Jahre in I, will Kaufmann werden.

2. Gottlieb Ludwig Ewald Wellmann, geb. 7. März 1861 in Greifenberg i/P., 9 Jahre auf dem Gymnasium, 2 Jahre in I, will Philologie in Leipzig studieren.

3. Theodor Eduard Heinrich Wellmann, geb. 10. August 1861 in Stettin, 9 Jahre auf dem Gymnasium, 2 Jahre in I, will Medizin studieren.

4. Ernst Heinrich Rabbow, geb. 11. März 1862 in Stettin, 9 Jahre auf dem Gymnasium, 2 Jahre in I, will Mathematik in Zürich studieren.

5. Paul Heinrich Wilhelm Hönicke, geb. 18. Septbr. 1861 in Stettin, $8\frac{1}{2}$ Jahre auf dem Gymnasium, 2 Jahre in I, will in Berlin Philologie studieren.

6. Otto Franz Reinhold Wöhlermann, geb. 28. Juni 1860 in Binow bei Alt-Damm, $6\frac{1}{2}$ Jahr auf dem Gymnasium, 2 Jahre in I, will Philologie in Greifswald studieren.

7. Karl Eduard Ferdinand Junghans, geb. 17. Januar 1861 in Dortmund, 9 Jahre auf dem Gymnasium, 2 Jahre in I, will Soldat werden.

8. Emil Louis Bernhard Johannes Baudach, geb. 26. Aug. 1861 in Zitzow bei Rügenwalde, $1\frac{3}{4}$ Jahre auf dem Gymnasium, 2 Jahre in I (vorher auf dem Colberger Domgymnasium), will in Berlin Medizin studieren.

Prof. **F. Kern,**
Direktor des Stadtgymnasiums.

Verteilung der Lectionen unter die Lehrer im Wintersemester $18^{79}/_{80}$.

	Ordinar. von	I a.	I b.	II a.	II b.	III a, 1.	III a, 2.	III b, 1.	III b, 2.	IV a.	IV b.	V a.	V b.	VI a.	VI b.	I.	II.	III.	Sum
ir. Prof. Kern		6Griech. 3 Dtsch.	2 Hom.																
rof. Dr. Junghans		4 Math. 2 Phys.	4 Math. 2 Phys.	4 Math. 1 Phys.	1 Phys.														1
berl. Dr. Jonas	II b.	2 Rel. 2 Hebr.	2 Rel. 3 Dtsch.	2 Rel. 2 Hebr.	8 Lat.														
berl. Dr. Herbst	I a.	8 Lat.	4Griech.	2 Dtsch. 2 Verg.				2 Rel.		2 Rel.					2 Geogr.				2
berl. Dr. Eckert	I b.		8 Lat.	6Griech.					2 Rel.		2 Rel. 2 Franz.								20
berl. Dr. Haag	II a.		3 Gesch.	8 Lat.	6Griech.	3 Gesch.													
berl. Dr. Blümcke	III a, 1.	3 Gesch.			3 Gesch.	8 Lat. 2 Dtsch.		3 Gesch.											
d. Lehrer Dr. Rühl	III a, 2.				2 Dtsch. 2 Verg.		10 Lat. 6Griech.												2
d. Lehrer Steffenhagen					4 Math.	4 Math.	4 Math.	4 Math.	4 Math.										
d. Lehrer Dr. Brunn	III b. 2.					6Griech. 2 Ovid.			3 Gesch. 2 Dtsch. 8 Lat.			3 Franz.							
d. Lehrer Jahr	III b, 1.							8 Lat. 6Griech. 2 Dtsch.		3 Gesch.	3 Gesch.								
d. Lehrer Dr. Schweppe	IV b.	2 Franz.	2 Franz.	2 Franz.							2 Dtsch. 10 Lat.		3 Franz.						2 2
d. Lehrer Modritzki.	IV b.				2 Franz.	2 Franz.	2 Franz.	2 Franz.	2 Franz.	2 Franz. 2 Dtsch. 10 Lat.									
d. Lehrer Gaebel	V a.			3 Gesch.			3 Gesch. 2 Dtsch.		6Griech.			10 Lat.							
d. Lehrer Priebe	V b.				2 Rel.	2 Rel.	2 Rel.					3 Rel.	10 Lat. 2 Dtsch. 3 Rel.						
ilfsl. Dr. Sydow	VI a.								2 Ovid.	6Griech.		2 Dtsch.		10 Lat. 2 Dtsch.					
ilfsl. Dr. Tank	VI b.							2 Ovid.			6Griech.				3 Rel. 10 Lat. 2 Dtsch.				
ehrer Reimer										3 Math.	3 Math.	3Rechn. 2 Geogr.	2 Geogr. 2 Natg.	2 Geogr. 2 Natg. 3 Rel.	2 Natg.				2
r. Heidenhain						1 Natg.	1 Natg.	1 Natg.	1 Natg.			2 Natg.							
usikdir. Dr. Lorenz										1Singen	1Singen	1Singen	1Singen						
aler Kugelmann										2 Zchn.	2 Zchn.	2 Zchn.	2 Zchn.	2 Zchn.	2 Zchn.				
rd. Lehrer Schridde		Englisch Klasse I. u. 2.																	
hrer Brust	Vorsch. I.											2 Schrb.	3Rechn.		4 Rechn. 3 Schrb.	16			
ehrer Ganske	II.												2 Schrb.	4Rechn. 3 Schrb. 1Singen	1 Singen		16		
ehrer Treu	III.															6	4	18	

FESTSCHRIFT

DES

STETTINER STADTGYMNASIUMS

ZUR BEGRÜSSUNG

DER

XXXV. VERSAMMLUNG

DEUTSCHER PHILOLOGEN UND SCHULMÄNNER.

STETTIN.

DRUCK VON HERRCKE & LEBELING.

1880.

Inhalt.

	Seite
Zur Würdigung des Melissos von Samos. Vom Gymnasialdirektor Prof. F. Kern	1—24
Quaestiones Taciteae. Vom Oberlehrer Dr. F. Herbst .	25—38
ΑΚΑΤΟΣ. Vom Gymnasiallehrer Dr. L. Brunn . . .	39—72

Zur Würdigung des Melissos von Samos.

Von Franz Kern.

Die ursprüngliche Conception der eleatischen Philosophie, wie sie besonders in Theophrasts Physik und in der pseudoaristotelischen Schrift glaubwürdig und quellengemäss, so weit wir es nach meiner Meinung beurteilen können, dargestellt ist[1]), leidet an einem inneren Widerspruche[2]), welchen die Nachfolger des Xenophanes sich bemühten aus dem kühnen System wegzuschaffen. Der Widerspruch besteht darin, dass Xenophanes, obwohl er die Vielheit und das Werden leugnete, dennoch, dem Bedürfnis des Herzens mehr folgend als den verstandesmässigen Voraussetzungen, das von ihm gedachte All als einen überall wahrnehmenden, überall denkenden, alles regierenden Gott aufgefasst wissen wollte. Was nun aber gehört und gesehen werden solle, wo nur eine unterschiedlose Einheit vorhanden ist, was regiert werden, wenn keine Vielheit besteht und keine Veränderung denkbar ist, das war und ist schwer zu begreifen.

Deshalb, meine ich, nahm Parmenides in den Teil seines philosophischen Gedichts, in welchem er sonst mit schroffer Energie die Lehre des Xenophanes als die allein richtige verkündigte, diese den eleatischen Grundgedanken zerstörenden Bestimmungen nicht auf, sondern beschränkte sich darauf, das Eine, das wirklich ist, als eine überall fest zusammenhängende, durchaus in sich gleiche, ewige, unbewegte, unveränderliche, kugelförmige Substanz darzustellen. Freilich lässt er in einigen Versen, die aber in Klarheit des Ausdrucks manches zu wünschen übrig lassen, das Seiende auch ein Denkendes sein[3]). Was indessen der Inhalt dieses Denkens sein solle oder sein könne,

darüber erfahren wir nichts und war in seiner Schrift auch wohl nichts zu lesen. Ein Seiendes aber, das in sich gar keine Unterschiede, nichts neben sich hat, könnte, auch wenn wir ihm Selbstbewusstsein zuschreiben wollten, folgerichtig nur einen, nämlich den Identitätsgedanken haben „ich bin ich, und nichts ist ausser mir" und müsste diesen wertlosen Gedanken[4]) unausgesetzt denken, wenn nicht Verschiedenheit und Veränderung in das identische Eine kommen soll. Es ist schwer zu glauben, dass jemand in solcher Weltauffassung letzte Befriedigung finden konnte. Freilich ist sie keine in sich unklare, willkürlich ist nur die so entschiedene Annahme der Begrenztheit des Seienden; sonst ist sie hervorgegangen aus dem rücksichtslos durchgeführten Identitätsprincip, das ihm in der Xenophaneischen[5]) Gedankenwelt mächtig imponiert hatte, mit völliger Verleugnung des Causalitätsprincips. Unklar ist die Weltauffassung nicht, aber in ungewöhnlicher Weise trostlos. Jede aus durchaus einheitlichem Stoff bestehende, unveränderliche Kugel, wenn sie als das allein Existierende und mit der Fähigkeit den Identitätsgedanken zu denken angenommen wird, gibt von der Parmenideischen Welt ein getreues Abbild im Kleinen.

Aber wie zwingend dem Parmenides auch die Xenophaneischen Bedenken gegen die Möglichkeit des Werdens u. s. w. erscheinen mochten, wie energisch er auch gegen den Mann kämpfte, der gerade im Gegensatz zu den Verfechtern der Identität die ewig und rastlos wirkende Causalität zum Mittelpunkt seines Philosophierens machte, eine letzte Beruhigung hat er in seiner scheinbar so klaren und einfachen Weltanschauung, in seinem ewigen identischen Einen nicht finden können und hat sie darin nicht gefunden. Das Xenophaneische Eine, dem er in der Consequenz des Systems alles Leben genommen, die starre, unveränderliche Substanz war nichts, was zu weiterer Betrachtung auffordern, nichts auch, was dem Herzensbedürfnis genügen konnte; darum schuf er seine zweite Philosophie, in welcher er von der Annahme der Vielheit und Veränderung ausging, aber zugleich ausdrücklich bemerkte, dass diese Annahme eine ganz irrige sei. Trotz dieser Versicherung offenbart sich in diesem Vorgehen eine Halbheit, eine Unentschiedenheit seines Standpunktes; und Plutarch hat ganz Recht, und ich möchte es nicht einmal mit Zeller als einen ungeschickten Ausdruck bezeichnen, wenn er sagt: *Παρμενίδης . . . ὁ ἑταῖρος Ξενοφάνους ἅμα μὲν καὶ τῶν τούτου δοξῶν ἀντεποιήσατο, ἅμα δὲ καὶ τὴν ἐναντίαν ἐνεχείρησε στάσιν*[6]). Das zwar würde uns an seinem entschiedenen Eleatismus nicht irre machen können, wenn er wie Xenophanes sich darauf

beschränkt hätte, innerhalb der wirklich gegebenen Welt, die dem Eleaten überall ein trügerisches Spiel von Veränderung und Vielheit zeigt, die scheinbaren Ursachen der einzelnen scheinbaren, aber eben doch sinnlich wahrgenommenen Erscheinungen aufzusuchen (wie Xenophanes zuerst einen wichtigen palaeontologischen Gedanken ausgesprochen hat), wenn er den die Erfahrung überfliegenden Gedanken der Physiker entgegengetreten wäre, wenn er das allgemein von allen Nichteleaten Zugestandene einfach dargestellt hätte; aber unbegreiflich ist es für einen, der fest an die Wahrheit der eleatischen Dogmen glaubt, dass er eine ganz neue physikalisch-theologische Theorie, die durch keine Erfahrungsthatsachen gestützt wird, ausdenkt und begründet, ja, dass er diese Naturphilosophie, deren Voraussetzungen er als ganz irrtümliche bezeichnet, mit eleatischen Gedanken vom Seienden und Nichtseienden verbindet, dass er zur Erklärung der Welt zwei Principien annimmt und das eine von ihnen sogleich in das Gebiet des Nichtseienden verweist. Zwar sagt er, er wolle nur die verkehrten Meinungen der Sterblichen über die Welt darstellen, aber in Wirklichkeit erfindet er eine eigene physikalische Theorie, die den andern Menschen wegen der eleatischen Zuthaten unverständlich und unannehmbar sein musste, die also lediglich in seinem eigenen metaphysischen Bedürfnis ihre Quelle hat. Er tritt nicht als gewissenhafter Berichterstatter über Meinungen auf, die er selber für unzulänglich hält, nicht als philosophischer Kritiker, der durch Bekämpfung irriger Ansichten sich Bahn macht für seine eigene, sondern fingiert gleich im Anfang des Gedichts, dass dieselbe Göttin, welche ihn in die untrügliche Wahrheit einführt, ihm auch die Meinungen der Menschen mitteilt, in denen gar keine Wahrheit enthalten ist. Sonderbar genug, dass auch diese letzteren Mitteilungen, wie in Hesiods Theog. v. 27, auf göttlichen Ursprung zurückgeführt werden. Für bloss historische Darlegung brauchte es der Fiktion dieser Autorität wahrlich nicht, wie denn der zweite Teil des Gedichts dergleichen Darlegungen auch gar nicht oder sehr wenig enthält, und eine neue irrtümliche Menschenweisheit den früheren Versuchen hinzuzufügen, wäre der Göttin unwürdig gewesen und wäre vor allem ein nicht bloss müssiges, sondern ein der Erkenntnis der lauteren Wahrheit geradezu schädliches Spiel des Verstandes. Denn wenn diese neue Weisheit wirklich einleuchtender und besser begründet war als die früheren Philosopheme, so war um so weniger zu hoffen, dass die eleatische Lehre, die in dem ersten Teil des Gedichts entwickelt war, Anhänger gewinnen würde. Das konnte nur

geschehen, wenn jede Weltauffassung und am meisten gerade die sonst plausibelste, sobald sie Veränderung und Vielheit voraussetzt, energisch zurückgewiesen wurde, etwa wie Melissos die Atomenlehre durch den Satz widerlegen konnte, dass Ewigkeit nie einem Vereinzelten, sondern nur dem unendlichen All zugeschrieben werden dürfe. Denn vom eleatischen Grundgedanken aus gibt es überhaupt keinen Wertunterschied innerhalb der verschiedenen Weltauffassungen, weil der streng durchgeführte Gedanke, weil er nur Identität, keine Causalität anerkennt, jede Auffassung einer Welt, die diesen Namen wirklich verdient, ganz unmöglich macht. Der eleatische Gedanke, wenn er, wie es von Parmenides und vermutlich auch von Zenon geschehen ist, des theologischen Moments ganz beraubt wird, trägt eben von vorn herein den Keim des metaphysischen Nihilismus in sich, zu dem er sich denn auch durch Gorgias, ja schon durch Zenon entwickelte. Xenophanes, der Urheber der ganzen Richtung, fand sich noch damit ab, dass er sein All, unbekümmert um den schreienden Widerspruch mit seinen grundlegenden Sätzen, vom göttlichen Willen und göttlicher Intelligenz durchdrungen und geleitet werden liess. Parmenides, hierin vorsichtiger als jener, schloss von seinem Einen jedes göttliche Wirken und Regieren aus, die harte Notwendigkeit hält seine leblose Welt in festen Banden; aber aufgegeben hat er darum die Vorstellung einer Weltregierung nicht, nur gesondert von den strengen eleatischen Gedanken. Diese Vorstellung erscheint bei ihm innerhalb der trüglichen Gedanken der Menschen, aber von derselben Göttin ihm ins Herz gelegt, von der Göttin, die, wenn in ihrer ersten Mitteilung alle Wahrheit beschlossen wäre, sich selber damit hätte negieren müssen. Da thront bei ihm in der Mitte des Weltganzen die alles regierende Gottheit, die Erzeugerin der Götter und aller Dinge. Sollen wir nun wirklich annehmen, solche Vorstellung sei ihm gar nichts als ein leeres Spiel der Phantasie gewesen, habe für ihn gar keinen Wert gehabt? Ueber die Erscheinungen, über alles, was die Sinne darboten, konnte er, wie Xenophanes, immerhin reflectieren und dennoch das Bewusstsein in sich tragen, dass alle diese Erscheinungen trügerisch seien, wie auch wir von ausser uns existierenden Farben und Tönen sprechen und immer sprechen werden, wenn wir auch überzeugt sind, dass alles, was wir von diesem als ausser uns existierend Gesetzten wissen, nur ein Vorgang in uns ist. Etwas ganz anderes aber ist es doch, wenn ein Philosoph zwei ganz verschiedene Systeme, beide spekulativer Art, aufstellt, von denen das eine mit theologischem Charakter in schroffem Gegensatz zu dem andern

mit atheistischem Charakter steht. Parmenides bietet das erste, und in alter Philosophie wohl das einzige Beispiel des Widerstreits zwischen klar erkannten und sehnlichst gewünschten Anschauungen. Dass er so heftig die reine eleatische Lehre vertritt und die Vertreter der entgegengesetzten Ansicht unwissend, doppelsinnig, taub, blind, verblüfft und verworren nennt, sollte am wenigsten an dieser Auffassung des Mannes uns hindern. Es ist ja keine so seltene Erscheinung, dass ein Mensch die Meinung, an welcher er unsicher zu werden anfängt, am leidenschaftlichsten verteidigt. Trotz dieses überaus lebhaften Eintretens für die ihm sicherlich selber nicht genügende Weltansicht war gerade er ein *πολύδοξος*[7]), wie ihn Timon von Phlius richtig bezeichnet, ein Philosoph, der zwischen zwei gänzlich verschiedenen Auffassungen schwankt, mit dem Verstande mehr an der einen, mit dem Gefühl mehr an der andern beteiligt, ohne vielleicht dieser Unsicherheit sich selber jemals klar bewusst zu sein. Er ist eben einem inneren Zwange gefolgt, der ihn zu einer befriedigenderen Weltauffassung trieb, als die Xenophaneische war, wenn man sie der Consequenz halber nicht bloss ihres theologischen Gewandes entkleidete, sondern sie auch ihres theologischen Inhalts beraubte. Dass ein solcher innerer Zwang in ihm vorhanden gewesen, nahm auch Aristoteles an, wenn er von ihm sagt (Met. I, 5. 986, 6, 27): *Παρμενίδης δὲ μᾶλλον βλέπων ἔοικέ που λέγειν· παρὰ γὰρ τὸ ὂν τὸ μὴ ὂν οὐθὲν ἀξιῶν εἶναι, ἐξ ἀνάγκης ἓν οἴεται εἶναι τὸ ὂν καὶ ἄλλο οὐθέν . . . . ἀναγκαζόμενος δ' ἀκολουθεῖν τοῖς φαινομένοις, καὶ τὸ ἓν μὲν κατὰ τὸν λόγον, πλείω δὲ κατὰ τὴν αἴσθησιν ὑπολαμβάνων εἶναι, δύο τὰς αἰτίας κτλ.*[8]).

Gerade wegen dieser Halbheit und Inconsequenz stellte ihn nun Aristoteles am höchsten unter den Eleaten, also wegen dessen, was in seiner Philosophie dem Eleatismus entgegengesetzt ist. Demnach kann er für uns nicht als Typus des Eleatismus gelten. Ich sehe in ihm vielmehr einen Philosophen, der von der eleatischen Doctrin auf das mächtigste angeregt, ja tief im innersten erregt war, aber dauernde Befriedigung darin nicht hat finden können.

Wenn nämlich Aristoteles den Parmenides deshalb lobt, weil er im Gegensatz zu Melissos eine begriffliche Einheit statuiert habe, so liegt entweder in dem Lobe keine Anerkennung dessen, was er als eleatischer Denker (also in dem *πρὸς ἀλήθειαν*) gelehrt hat, oder er musste das Lob dem Melissos eben so gut zu Teil werden lassen. Entweder nämlich kann innerhalb der eleatischen Philosophie von begrifflicher Einheit überhaupt nicht die Rede sein, oder der Ausdruck ist

genau mit demselben Recht auf alle Eleaten anzuwenden, nicht weil sie Eleaten, sondern weil sie im allgemeinen beachtungswerte Philosophen waren. Denn das ist doch nicht anzunehmen, dass Aristoteles gemeint haben sollte, dass Melissos eine bloss stoffliche Einheit gelehrt habe, die im Gegensatz stände zu einer begrifflichen. Sein Eines ist doch kein zusammenhangloses, Raum erfüllendes Etwas, das eben nur in dem durchaus gleichen Stoff (wenn davon bei ihm überhaupt geredet werden könnte), aus dem alle Teile bestehen, seine Einheit hätte, sondern es fällt doch bei ihm alles Seiende unter den Begriff der Unveränderlichkeit, Unbewegtheit, Ewigkeit, Lückenlosigkeit, ganz ebenso wie das Seiende des Parmenides. Dass aber Melissos das Seiende als auch räumlich unbegrenzt auffasste, mag nach der Lehre des Aristoteles, der sich den Raum nur begrenzt denken konnte, mit dem begrifflichen Erfassen des Einen unvereinbar sein, wird aber doch unser Urteil über Melissos nicht bestimmen können. Anders liegt es, wenn wir annehmen, Aristoteles habe nicht bloss die räumliche Unendlichkeit des Seienden für unverträglich mit einer begrifflichen Auffassung desselben erklärt, sondern die Annahme jeder *φύσις*, in welcher kein Werden und keine Vielheit ist. Wenn er aber in diesem Sinne eine begriffliche Einheit bei Melissos vermisst, bei Parmenides anerkennt, eine Einheit also, welche Unterschiede nicht nur zulässt, sondern geradezu voraussetzt, wie etwa der menschliche Organismus, so spricht er offenbar nicht mehr von dem Eleaten, sondern dem Naturphilosophen Parmenides. Diese begriffliche Einheit hat zwar auf seinem eleatischen Standpunkt keiner schärfer verurteilt, höhnender zurückgewiesen als Parmenides, derselbe, der dagegen als Naturphilosoph weniger Einheitslehrer war als die ihm voraufgehenden Physiker, da er in eigentümlichem Gegensatz gegen seine eleatische Lehre auf eine streng monistische Naturerklärung ganz verzichtete. Nun billigt aber Aristoteles keineswegs den Inhalt der Parmenideischen Naturphilosophie und konnte ihn nicht billigen, da sie zum grossen Teil ganz willkürliche poetische Fiktionen enthält, kein unbefangenes Beobachten der Erfahrung; wenn er ihn also doch mit Rücksicht darauf lobt, so lobt er ihn nur wegen seines Abfalls vom Eleatismus.

Timon von Phlius, auf dessen Urteil schon oben Bezug genommen wurde, sagt über Parmenides (Diog. Laert. IX, 3, 23):

Παρμενίδου τε βίην μεγαλόφρονα, τὴν πολύδοξον,
ὃς ῥ' ἐπὶ φαντασίας ἀπάτης ἀνενείκατο νώσεις.

Dass die lateinische Uebersetzung des Ambrosius, wie sie in Cobets Ausgabe vorliegt,

> Parmenidae ingentes animos viresque potentes,
> qui sensus vanis simulacris fallier inquit.

den Sinn mindestens ganz ungenau wiedergibt, liegt auf der Hand; für πολύδοξος ist kaum ein Versuch der Uebersetzung gemacht und der Sinn des zweiten Verses schwerlich auch nur angedeutet. Aber auch Mullachs genauere Uebersetzung (Fragm. philos. I, 86)

> Parmenidemque magnanimum atque illustrem,
> qui ad vanas species animi sensuumque notiones revocavit

scheint mir nicht richtig zu sein; in νώσεις kann sicherlich nicht animi sensuumque notiones gedacht werden. Die νόησις ist nach feststehendem Sprachgebrauch bei Platon sowohl wie bei Aristoteles eben die begriffliche Erkenntnis, die klare im Sinnenschein nicht befangene wissenschaftliche Einsicht. Nach Mullach müsste aber Timon darunter die trüglichen Meinungen der Menschen verstanden haben, das, was er sonst in den Sillen etwa κενὴ οἴησις nennt, wenn er es nicht mit boshafteren Worten verspottet. In seinem Commentar nämlich zu den Fragmenten des Parmenides (a. a. O. 117) zu v. 30 τὰς δὲ βροτῶν δόξας, ταῖς οὐκ ἔνι πίστις ἀληθής bemerkt Mullach: Hunc vel alium Parmenidis versum, quo mortalium opiniones perstringuntur, respexit Timon Phliasius apud Diogenem etc. Für diese Auffassung lässt sich wohl nur geltend machen, dass Diogenes allerdings Timons Worte so verstanden hat; aber das kann doch schwerlich für die Erklärung derselben entscheidend sein. Ich glaube vielmehr, dass Timon damit den Versuch des Parmenides verspottet, die begriffliche eleatische Einsicht (νώσεις), die wegen ihres vorherrschend negativen Charakters ihm als sehr beachtenswert galt, doch wieder auf die Erklärung der sinnlich gegebenen Welt übertragen (bezogen) zu haben. Die Bedeutung von νόησις scheint mir diese Erklärung zu fordern, und der mir sonst bekannte Gebrauch von ἀναφέρειν ἐπί τι ihr jedenfalls nicht zu widersprechen. Dadurch erschiene denn auch eine andere Auffassung des seltenen πολύδοξος geboten, nämlich „vielerlei Meinung habend, schwankend", wie denn ja πολυδοξία, so viel ich weiss, nur in diesem Sinne gebraucht wird.[9]) Timon tadelt also von seinem Standpunkt die von Aristoteles gelobte Inconsequenz des Parmenides und begründet den Tadel durch den angefügten Relativsatz.[10])

Ob nun Zenon, der scharfsinnige Verteidiger des Parmenideischen πρὸς ἀλήθειαν, daneben auch gelegentlich die Naturphilosophie seines

Lehrers dargestellt hat, ist zweifelhaft; jedenfalls aber hat er sie nicht weiter entwickelt, da es ihm offenbar dafür an Interesse gefehlt hat. Neue metaphysische Bestimmungen des Seienden hat er auch nicht gegeben; was er aber in der Bekämpfung der gewöhnlichen Ansicht, die Vielheit und Bewegung als wirklich annimmt, geleistet hat, ist in der That staunenswert. Doch war sein scharfes Schwert eine zweischneidige Waffe. Mit demselben Argument, mit welchem er die Vielheit als undenkbar angriff, hat er auch, ohne es zu wollen, gegen die eleatische Einheit einen verhängnisvollen Streich geführt. Denn mag es immerhin eine mangelhafte historische Auffassung Senecas sein, wenn er berichtet, Zenon habe gelehrt, nihil esse, ne unum quidem, so ist es doch unzweifelhaft, dass das Parmenideische kugelförmige Eine nach Zenon nicht mehr als Einheit erscheinen konnte; denn wenn alles, was eine Grösse hat — und die hat doch das Eine des Parmenides — ins Unendliche teilbar sein soll, und wenn das Unteilbare, weil es keine Grösse hat, nichts ist, so ging durch dieses Argument das eleatische Seiende, wenn die Unteilbarkeit dafür gerettet werden sollte, in den metaphysischen Nihilismus aus. Gorgias konnte darum auch mit gutem Grunde Zenons Argument als Stütze für seine Lehre gebrauchen.

Es zeigt sich also bereits in Zenon, dem eifrigsten und ohne Zweifel scharfsinnigsten Verteidiger des Eleatismus, die Selbstauflösung des eleatischen Dogmas. Denn was half es, wenn Zenon auch noch so nachdrücklich behauptete, dass er nur von den vielen Dingen und nicht von dem wirklich Seienden rede; sein Argument traf genau ebenso dieses wie jene, weil es ebenso wie jedes einzelne der vielen Dinge als ein Ausgedehntes gedacht wurde. Seneca berichtet mit seinem Worte also zwar nicht eine Lehre Zenons, zieht aber, wie andre Berichterstatter, eine unabweisbare, ganz nahe liegende Consequenz aus seiner Lehre. Ebenso wird durch Zenons Negation des Raumes das Parmenideische kugelförmige Seiende negiert; denn eine Kugel, die nicht im Raum, selber kein räumliches Gebilde wäre, ist natürlich undenkbar. Das eleatische Seiende ist also, wenn Zenon richtig argumentiert, rettungslos zerstört; welche andere positive Auffassung aber der destructive Denker gehabt haben kann, ist nicht zu sagen. Nur die strenge Punktualität würde für das Seiende übrig bleiben, das heisst doch wohl, die Verzweiflung an der Erkennbarkeit des Seienden. Dass er aus dieser Skepsis heraus einen Weg zu mystischen Gedanken gefunden hätte, darüber findet sich in unsern Quellen nicht die leiseste Andeutung und ist auch nach dem, was wir sonst über ihn wissen,

eben nicht wahrscheinlich. Wie freilich in späterer Philosophie und Dichtung die negativsten Resultate des diskursiven Denkens mit einer alles wieder gewinnenden Intuition sich sehr wohl vertragen haben, ist bekannt genug. Ich erinnere an die verneinende Theologie des Dionysius Areopagita, weise aber besonders hin auf Giordano Brunos Lehre von Gott, als der Monade der Monaden, welcher das Minimum ist, weil alles aus ihm kommt, und zugleich das Maximum, weil alles in ihm beschlossen ist. Das ist von Friedrich Rückert nur in Verse gebracht, wenn er in der Weisheit des Brahmanen (XIV, 17, 5) sagt:

Du bist der Punkt, aus dem sich Kreis auf Kreis ergiesst,
Du bist der Punkt, der in sich alle Kreise schliesst.

So hatte Parmenides die Unklarheit, die in der ursprünglichen Conception des Xenophanes vom wirklich Seienden lag, durch eine doppelte Philosophie (διοσῆ nennt sie auch Diogenes Laertius) zu überwinden gesucht, den Gedanken der Weltregierung aber, der ihm gewiss ein wertvoller war, nur da, wo er nach seiner Aussage trügerische Meinungen vorträgt, aussprechen können. Zenon dagegen scheint diesen Gedanken ganz aufgegeben zu haben; unablässig aber mit der Vorstellung der wirklichen Einheit beschäftigt, hat er durch unerbittliche Consequenz des verstandesmässigen Denkens das eleatische Seiende aufgehoben, nicht ausdrücklich, aber durch seine gegen die Vielheit und den Raum gerichteten Argumente.

Den letzten Versuch auf eleatische Voraussetzungen eine positive Weltauffassung zu gründen (wenn bei den Eleaten überhaupt von einer Welt geredet werden kann) machte der Samier Melissos. Obwohl er wahrscheinlich ein jüngerer Zeitgenosse Zenons war, wissen wir doch nicht, ob er dessen Argumente gekannt hat. Rücksicht genommen auf dieselben hat er nicht, so weit wir aus seinen Fragmenten und den Mitteilungen über seine Lehre schliessen können. Auch die späten Nachrichten über sein Schülerverhältnis zu Parmenides verbürgen dasselbe nicht als geschichtliche Thatsache. Es ist möglich, dass er wie Parmenides unmittelbar an Xenophanes angeknüpft hat, möglich aber auch, dass er manches im bewussten Widerspruch gegen Parmenides gelehrt hat.

Mir scheint nun im Gegensatz zu dem Urteil des Aristoteles und dem durch dasselbe bestimmten der meisten Geschichtschreiber der alten Philosophie die Gedankenwelt des Melissos klarer und entschiedener zu sein, als die des Xenophanes und Parmenides, positiver als Zenons. Demnach sehe ich in seiner Philosophie die höchste dogma-

tische Ausbildung des Eleatismus, das heisst, der eigentümlichen philosophischen Richtung, die allein durch Anwendung des Identitätsprincips das wirklich Seiende gewinnen will mit völliger Verleugnung des mit gleicher Macht in uns wirkenden Causalitätsprincips, das zu derselben Zeit mit schärfster Einseitigkeit von Heraklit zur Erklärung der Welt angewendet wurde.

Ich verhehle mir nicht, dass ich hiermit, wie mit manchen früheren Aufstellungen in dieser Abhandlung, Paradoxes behaupte, aber so weit ich die Thatsachen übersehe und zu beurteilen im Stande bin, ist es mir, bis ich eines Andern belehrt werde, nicht möglich den Melissos so niedrig zu stellen, wie es gewöhnlich heute geschieht. Im Altertum freilich urteilten nicht alle über ihn, wie Aristoteles. Timon, der genaue Kenner der eleatischen Philosophen, nennt ihn erhaben über viele verkehrte Vorstellungen, befangen in wenigen; und Diogenes Laertius teilt die eleatischen Dogmen in einiger Vollständigkeit nur in dem Artikel über Melissos mit. Aber in modernen Darstellungen der griechischen Philosophie erwähnen ihn manche gar nicht, andere begnügen sich damit bloss seinen Namen zu nennen. Gladisch (die Eleaten und die Indier S. 221, Anm. 333) bezeichnet seine Lehre als einen matten Nachhall der Parmenideischen Philosophie. Am wegwerfendsten behandelt ihn wohl Dühring (Kritische Geschichte der Philosophie S. 32), der sonst mit grosser Klarheit und Schärfe die Bedeutung der eleatischen Philosophie im allgemeinen hervorhebt. Nachdem er Xenophanes als für „die eigentliche Philosophie weniger erheblich“ genannt hat, sagt er: „Bisweilen fügt man auch noch den sehr untergeordneten Melissos von Samos dem Kreise der nach Eleatischer Art geschulten Denker als eine nennenswerte Persönlichkeit bei“.

Manche Beurteiler machen den Eindruck, als ob sie sich in diesem Betracht die metaphysischen Anschauungen des Aristoteles völlig zu eigen gemacht haben. So Strümpell (Gesch. der theoret. Phil. der Griechen S. 41): „Melissos weicht von der Strenge der Richtung ab, indem er gegen den Begriff des reinen Seins verstossend das letztere nach Art eines Stoffes für ein Unendliches im Sinne unzeitlicher Existenz und räumlicher Unbegrenztheit hielt... Hiernach ist es für unsern Zweck angemessen, die eleatische Philosophie nach dem von Parmenides und Zeno Bekannten zu entwickeln.“ Den Xenophanes nämlich, den originalsten von allen, nennt Strümpell den am wenigsten Bedeutenden unter den Eleaten. Unbestimmter drückt er sich S. 43 aus: „Obgleich aus den allgemeinen eleatischen Sätzen über das Sein schliessend, dass

das von den Sinnen als werdende und veränderliche Natur uns Dargestellte nur Schein, nicht ein Wirkliches sein könne, muss er doch, nach den erhaltenen Lehrsätzen zu urteilen, wiederum in eine Vermischung des begrifflichen und sinnlichen Seins zurückgefallen sein.“ Worin Strümpell das Begriffliche vermisst, ist mir dunkel; wir müssen aber annehmen, dass er ebenso wie Aristoteles den Gedanken eines räumlich unbegrenzten Alls für keine klare begriffliche Erkenntnis hält. Denn eine bloss begriffliche Einheit, unter welche das Mannichfaltigste befasst werden kann, ist doch mit der „Strenge“ der eleatischen Richtung gewiss nicht vereinbar. Auch Brandis hat sich von dem Tadel des Aristoteles beeinflussen lassen.

Andere Beurteiler schwanken. So Buhle (Gesch. der Philos. I, 52), der zwar den charakteristischen Unterschied zwischen Melissos und Parmenides nicht ganz verkennt, aber doch durch das, was Aristoteles nur geschlossen, nicht berichtet hat, im Gegensatz zu Parmenides von einer materiellen Weltsubstanz des Melissos (ἓν καθ' ὕλην) redet. Und Degerando (histoire comparée des systèmes de philos. I, 448) sagt zwar von den Eleaten im allgemeinen: „chacun d'eux emprunta moins à ses prédécesseurs des traditions que des exemples, et chercha à créer la science par des propres efforts. On aperçoit donc chez les Eleatiques plus d'émulation que de concert.“ Er lässt auch in seiner vergleichenden Betrachtung (479) gerade Xenophanes und (mit Unrecht auch) den Melissos als die originalen Denker, Parmenides und Zenon als die ausbauenden und verteidigenden erscheinen, hat aber doch (469) über Melissos die Bemerkung: „il se borne à commenter le système de Parmenide.“

Anerkannt die philosophische Bedeutung desselben hat in entschiedener Weise Tennemann. Nach ihm (Gesch. der Phil. I, 208) haben sich das Verdienst das eleatische System durch Beweise zu begründen und das Seiende begrifflich rein aufzufassen nur Melissos und Zenon erworben und es dadurch freilich seines Inhalts mehr und mehr entleert; Xenophanes und Parmenides haben das System nach seiner Meinung nur aufgestellt.

Heut zu Tage aber wird gerade von den besonnensten Forschern die Lehre des Melissos noch immer in unverkennbarem Anschluss an das aristotelische Urteil dargestellt und begründet. So besonders von Zeller (die Phil. der Griechen I⁴ S. 553), dem sich Ueberweg-Heinze im wesentlichen anschliesst.

Wenn Zeller nun zunächst behauptet, dass Melissos bei den Ver-

tretern der gewöhnlichen Denkweise selbst Anknüpfungspunkte für die eleatische Lehre zu finden suche, aber es eben deshalb auch nicht ganz vermeiden könne, in die letztere Bestimmungen aufzunehmen, die ihre Reinheit gefährden, so ist das über den Philosophen Berichtete (cf. fragm. I Mull.) natürlich dem Sachverhalt genau entsprechend, das aber daraus Geschlossene kann ich nicht gelten lassen. Die Anknüpfung besteht nämlich lediglich darin, dass Melissos da, wo er die Möglichkeit bestreitet, dass das Seiende sich jemals in das Nichtseiende verwandeln könne, sagt, dass dieser Satz ja auch von den Physikern zugegeben werde. Es ist also keine Anknüpfung an irgend eine bestimmte Doctrin einzelner Naturphilosophen oder an ein allgemein verbreitetes nichtiges Vorurteil, sondern ein sehr passender Hinweis auf das von allen Philosophen, nicht blos von den Eleaten Zugestandene, darum eines Beweises nicht Bedürftige, also gewiss kein blosses argumentum ad hominem. Dadurch kann denn wohl die Reinheit der eleatischen Lehre nicht gefährdet werden; es kommt ja gar keine Bestimmung dadurch hinein, die auch nur von fern mit derselben in Widerspruch stände. Es ist nicht anders, als wenn auf ein mathematisches Axiom hingewiesen würde. Dass in der eleatischen Lehre Sätze enthalten sind, die von allen Denkern zugestanden werden, kann doch dem Darsteller und Verteidiger nur erwünscht sein; und es ist sehr zweckmässig, in aller Ruhe darauf aufmerksam zu machen[11]), zweckmässiger gewiss, als nach Art des Parmenides das von allen andern Philosophen behauptete und doch wahrlich nicht ohne Grund behauptete Werden mit Worten zu verurteilen, welche die Nichteleaten als kaum noch zurechnungsfähig erscheinen lassen. Und hat das Verfahren des Parmenides gerade in Bezug auf diese besondere Lehre von der Unmöglichkeit des Vergehens höheren philosophischen Wert? Er sagt (v. 73 Stein):

οὐδέ ποτ' ἔκ γε πέλοντος ἐφήσει πίστιος ἰσχύς
γίγνεσθαί τι παρ' αὐτό. τοῦ εἵνεκεν οὔτε γενέσθαι
οὔτ' ὄλλυσθαι ἀνῆκε δίκη χαλάσασα πέδῃσι,
ἀλλ' ἔχει.

Hier enthält nach Steins richtiger Bemerkung die Prämisse nur einen Grund gegen die Möglichkeit des Werdens, im Schlussatz wird daraus ohne Weiteres auch die Unmöglichkeit des Vergehens gefolgert. Stein hält dieses Aufnehmen des οὔτε ὄλλυσθαι in die Conclusion nur für eine lebhafte Weise des Ueberganges zu dem zweiten Teile der Argumentation, der uns verloren gegangen sei. Wenn er nur nicht vor

v. 80 *ἰὼς γένεσις μὲν ἀπέσβεσται καὶ ἄπιστος ὄλεθρος*, wo dieselbe Argumentation nötig wäre und wiederum fehlt, auch wieder das Auslassen eines Verses „durch Versehen des Citators oder seiner Abschreiber" annehmen müsste. Bei dieser Sachlage möchte ich an der Vollständigkeit der Ueberlieferung in dieser Beziehung nicht zweifeln. Dann aber hat Parmenides mit Uebereilung etwas als durch einen Schluss gesichert dargestellt, was nur eine Behauptung ist, Melissos dagegen die Behauptung als das, was sie wirklich ist, ausgesprochen, nämlich als ein keines Beweises bedürftiges Axiom.

Im Folgenden will Zeller das, „was uns über die Lehre des Melissos vom Seienden mitgeteilt wird, auf die vier Bestimmungen seiner Ewigkeit, seiner Unendlichkeit, seiner Einheit, seiner Unveränderlichkeit zurückführen".

Diese Darstellung muss den Glauben erwecken, als ob der einzige wichtige Unterschied zwischen Parmenides und Melissos darin bestehe, dass jener das Seiende als räumlich begrenzt, dieser als unbegrenzt annimmt[12]). Nun hat aber Melissos dasselbe ausdrücklich auch für unkörperlich erklärt. Aristoteles freilich hat aus Gründen, die aus seiner Metaphysik erklärlich sind, für uns aber gar nichts Ueberzeugendes haben, darüber so gesprochen, als ob das nur eine leere Behauptung sei; in der That müsse Melissos nach seinen Voraussetzungen (nämlich der räumlichen Unendlichkeit) doch eine stoffliche Einheit, *ἓν καθ' ὕλην*, statuieren. Da aber gerade Zeller (556, 4) daran mahnt, dass man bei dieser Beurteilung nicht vergessen dürfe, dass bei ihm der Begriff der *ὕλη* ein weiterer sei als der des *σῶμα*, so erscheint es um so weniger gerechtfertigt, dass Zeller unter die wesentlichen Bestimmungen des Seienden bei Melissos nicht seine Körperlosigkeit aufgenommen hat.

Auch die andere wichtige Bestimmung, dass das Seiende ein ewig Gesundes und Kummerloses ist, fehlt entweder in Zellers Uebersicht, oder muss in dem sehr allgemeinen Begriff der Unveränderlichkeit mitgedacht werden.

Besonders möchte ich mich aber auch gegen die Bemerkung über die Unbegrenztheit des Seienden erklären, die sicherlich ihren Grund nur in dem Urteil des Aristoteles hat. Zeller sagt: „War schon die begrenzte Ausdehnung, welche Parmenides dem Seienden beilegt, mit seiner Unteilbarkeit schwer zu vereinigen, so muss dies von der unbegrenzten Ausdehnung noch weit mehr gelten. Mag sich daher auch Melissos selbst gegen die Körperlichkeit ausdrücklich verwahren, so

lässt sich doch der Bemerkung des Aristoteles, dass er sich dasselbe materiell zu denken scheine, nicht alles Recht absprechen; es ist vielmehr zu vermuten, die ionische Physik habe hier, trotz alles sonstigen Widerspruchs gegen dieselbe, auf Melissos Einfluss gehabt und ihn zu einer Annahme veranlasst, welche zu der eleatischen Lehre von der Einheit des Seienden nicht passte".

Unteilbarkeit des Seienden gibt demnach Zeller, wie Zenon, nur für die punktuelle Existenz zu. Gegen diese Meinung an sich ist gewiss nichts einzuwenden, nur das eleatische Seiende, das doch die ganze Welt in sich fassen soll, würde so in keinem Falle gedacht werden können, wenn man nicht zu Giordano Brunos kühnem Gedanken flieht, der aber doch zugleich die Anwendung des von den Eleaten verschmähten Causalitätsprincips fordert. Warum aber Zeller das unendliche Seiende des Melissos leichter als teilbar gelten lassen will, als das endliche des Parmenides, das gestehe ich nicht abzusehen. Die Kugel hat ihren Mittelpunkt und ihre Oberfläche, sie lässt sich in zwei Halbkugeln zerlegen und dann weiter so teilen, dass jeder Punkt in ihr zu bestimmen ist. Im räumlich Unendlichen dagegen ist die Lage keines einzelnen Punktes definierbar, geschweige denn ein Mittelpunkt vorhanden. Wie sollte also das Unendliche als leichter teilbar erscheinen als das Endliche und Begrenzte? Zeller will dem Schluss des Aristoteles von der Unendlichkeit auf die Materialität „nicht alles Recht absprechen", ich auch nicht, da er ja in metaphysischen Anschauungen desselben begründet ist; aber von dem Standpunkt des heutigen Beurteilers, der an diese nicht gebunden ist, muss man nach meiner Ansicht diesem Schluss, der in offenbarem Widerspruch mit der bestimmten und klaren Aeusserung des Melissos steht, freilich alles und jedes Recht absprechen. Für uns ist das Seiende dadurch, dass es als unendlich angenommen wird, in keiner Weise materialisiert. Oder, um es noch vorsichtiger auszudrücken, die Annahme der Punktualität des ὄντως ὄν kann nicht als ein metaphysisches Dogma gelten, das geeignet wäre zu einer Kritik altgriechischer Philosophie gebraucht zu werden. Wollte man aber das wirklich Seiende als weder unbegrenzt, noch begrenzt, noch punktuell denken, so verlässt man den Boden des diskursiven Denkens und hört auf dem Andern verständlich zu sein. Demnach erscheint es mir als ein sehr erheblicher Fortschritt in der dogmatischen Gestaltung des Eleatismus, dass Melissos, um die Einheit möglichst zu retten, die begrenzte Kugelgestalt des Seienden aufgab.

Als der schwächste Punkt in der Philosophie des Melissos gilt

sein bekannter Schluss von der Ewigkeit des Seienden auf seine Unendlichkeit. Und ein Mangel liegt ohne Frage hier vor, aber wohl weniger in dem Inhalt der Gedanken als in der Darstellung. Denn was Brandis in den Commentationes Eleaticae p. 202 meint, dass Melissos nicht klar erkannt habe, welcher Unterschied sei zwischen der Unendlichkeit des Raumes und der Zeit, das scheint doch völlig unglaublich bei einem Philosophen, dessen übrige Deductionen sich so sehr durch Klarheit empfehlen. Zeitliche und räumliche Existenz geradezu mit einander zu verwechseln, das heisst ja nicht eine philosophische Unklarheit sich zu Schulden kommen lassen, nicht einen logischen Fehler begehen, sondern für die simpelsten Menschengedanken sich ganz unfähig zeigen. Zum Ueberfluss ist uns ja noch ein Fragment (8 Mull.) aufbehalten, welches in klarster Weise die beiden Unendlichkeiten, die er, wie auch nach ihm viele Denker, beide zusammen dem wirklich Seienden zuschrieb, auf das klarste einander gegenüberstellt und in abstracto von einander sondert; *ἀλλ' ὥσπερ ἐστὶ αἰεί, οὕτω καὶ τὸ μέγαθος ἄπειρον αἰεὶ χρὴ εἶναι.* Aehnlich (nur die Sache von der andern Seite aus betrachtet) der Schluss von Fragm. 7, in welchem gerade auch der bedenkliche Syllogismus vorkommt: *οὐ γὰρ αἰεὶ εἶναι ἀνυστόν, ὅ, τι μὴ πᾶν ἐστι.* Was ewig sein soll, kann räumlich keine Grenze haben, und nur das Ganze, das alles in sich schliessende Sein kann auf Ewigkeit Anspruch machen.[13]) So könnte man denn auch sagen, Melissos habe aus der Unendlichkeit die Ewigkeit gefolgert; aber in Wirklichkeit scheint mir die Sache vielmehr so zu liegen, dass er keines von beiden aus dem andern gefolgert, sondern dass ihm die Trennung der beiden (wie sie von der Atomistik aufgestellt und doch auch nicht begründet wurde) als ein für sein Denken unvollziehbarer Gedanke galt. Vergl. auch Fragm. 9: *ἀρχὴν δὲ καὶ τέλος ἔχον, οὐδὲν οὔτε ἄϋδιον οὔτε ἄπειρόν ἐστι.* Dass er aber den Schein eines Syllogismus erweckte, wo er ein Axiom hätte aufstellen müssen oder den Satz durch seine Annahme der Unmöglichkeit des Leeren stützen, ist allerdings eine formelle Schwäche, die ich nicht ableugnen will. Philoponos (cf. Brandis a. a. O. 201) hat mit verständiger Einsicht seinen Gedanken in regelrechte syllogistische Form gebracht, so weit das überhaupt möglich ist: *ἐστὶ ὁ τοῦ Μελίσσου συλλογισμὸς τοιοῦτος· τὸ ὂν οὐ γέγονε· τὸ μὴ γενόμενον ἀρχὴν οὐκ ἔχει· τὸ μὴ ἔχον ἀρχήν, οὐδὲ πέρας ἔχει· τὸ μὴ ἔχον πέρας, ἄπειρόν ἐστι· τὸ ὂν ἄρα ἄπειρόν ἐστι.* Hier tritt in den Worten *οὐδὲ πέρας ἔχει* das Axiom des Philosophen ebenso deutlich zu Tage, wie in den mitge-

teilten Stellen aus den Fragmenten. Freilich konnte sich Melissos in diesem Falle nicht auf ein von allen anerkanntes Axiom berufen, wie bei der Unmöglichkeit des Vergehens des Seienden in das Nichtseiende, wo er den fehlerhaften Syllogismus des Parmenides dadurch vermieden hat. Entschuldbar sind gewiss beide; was zu rügen ist, trifft beide mehr als Stilisten, denn als Philosophen, trifft sie beide aber in gleicher Weise.

So glaube ich mir den Weg gebahnt zu haben zu einer kurzen von dem Urteil des Aristoteles nicht beeinflussten Darstellung und Würdigung der Hauptgedanken des Melissos.

Mit dem Schöpfer des eleatischen Gedankens und seinem ersten Nachfolger leugnet er Werden und Vergehen, Vielheit und Veränderlichkeit des wahrhaft Seienden. Mit Parmenides nimmt er kein Wollen und Wirken desselben an, was ja nicht denkbar ist ohne Veränderungen innerhalb des Seienden. Verschieden von beiden fasst er das Seiende als räumlich unbegrenzt, weil der Raum unendlich ist und es kein Leeres gibt. Auch als körperlich kann er es nicht gelten lassen, weil kein Körperliches ohne Vielheit und Teilbarkeit möglich ist. Mit keinem Wort bezeichnet er aber das Seiende, Unkörperliche als denkend. Das liess, meine ich, auch die Strenge der eleatischen Doctrin nicht zu. Woher sollte das Denken einen Inhalt gewinnen, wenn jede Vielheit der Erscheinungen ausgeschlossen war? Und das Denken selber, wenn es irgend welchen Wert haben soll, wie kann es anders aufgefasst werden, denn als Process, also Veränderung. In dem Sinne spricht auch spätere Mystik dem sich ewig gleichen Gott das Denken ab. So Angelus Silesius im Cherubinischen Wandersmann (V, 173):

> Mensch! Gott gedenket nichts. Ja, wär'n in ihm Gedanken,
> So könnt' er hin und her, welchs Ihm nicht zusteht, wanken.

Aber wohl gibt Melissos seinem unkörperlichen Seienden die Bestimmung einer sich ewig gleichen Empfindung[14]), und zwar einer jedem Schmerz, jedem Kummer entnommenen, das heisst, der Seligkeit. Also die mannigfache, bewegte, bunte Körperwelt ist nichts, das Ewige und Eine ist ein allgenugsamer, seliger, unendlicher Geist.[15])

Dieses kurz, aber in genauem Anschluss an die Fragmente dargestellte System des samischen Philosophen scheint mir in sich widerspruchsloser als das des Xenophanes, befriedigender zugleich und scharfsinniger als das des Parmenides (*πρὸς ἀλήθειαν*), positiver als das des Zenon.

Freilich die Wahrheit war auf dem Wege, den die Eleaten ein-

schlugen, gewiss überhaupt nicht zu entdecken. Die rücksichtslose Anwendung des Satzes von der Identität hat aber nach Melissos Viele zu ähnlichen Vorstellungen geführt, wie er sie wenigstens unter den Griechen zuerst ausgesprochen hat, während zwar die Naturphilosophie des Parmenides später noch ganz vereinzelte Erneuerung durch Bernardinus Telesius, aber sein eleatisches System, so viel ich weiss, keinen Anhänger wieder gefunden hat oder unabhängig von ihm erneuert worden ist. Aber auch die Gedanken des Melissos finden sich weniger in späterer Philosophie, die des Heraklitischen Elements nun einmal nicht entbehren kann, als in den Vorstellungen der Mystiker. Ich beschränke mich darauf, dies an dem vom Meister Eckhart durchaus abhängigen Angelus Silesius[16]) nachzuweisen. Man denke nur an folgende Epigramme des Cherubinischen Wandersmanns:

II, 188: Es ist kein Anfang nicht, es ist auch nicht ein Ende,
Kein Mittelpunkt, noch Kreis, wie ich mich immer wende.

I, 149: So wenig als dir ist die Weite Gottes kund:
So wenig ist die Welt, wie du sprichst, zirkelrund.

IV, 206: Wem alle Ding' ein Ding und lauter Friede sind,
In dem ist wahrlich schon gebor'n das Jungfrau-Kind.

I, 49: Ruh ist das höchste Gut; und wäre Gott nicht Ruh,
Ich schlösse vor Ihm selbst mein' Augen beyde zu.

II, 190: Gott der geniesst sich selbst, wird seiner auch nicht satt,
Weil er an sich allein die höchste Gnüge hat.

So können die eleatischen Gedanken, wie sie in Melissos den reinsten Ausdruck, die klarste Begründung[17]) und die höchste dogmatische Ausbildung erhalten haben, wohl als eine Stütze der Mystik dienen, in ihrer consequenten Anwendung aber zu einer Erkenntnis der Welt eben so wenig oder vielmehr noch weniger führen, wie die ungefähr gleichzeitige Heraklitische Weltanschauung, die den Gedanken einer bleibenden Identität möglichst zurückdrängte. Hier höchste Actualität, aber auch ewige Unruhe, dort ewiger Friede, aber kein Wollen und Geschehen. Merkwürdig genug, dass in derselben Zeit nicht bloss von Leukippos der Versuch gemacht wurde, Identität und Causalität gleichmässig zu ihrem Recht kommen zu lassen, sondern dass auch ein anderer scharfsinniger Philosoph einen ganz neuen Ausgangspunkt aufwies, die Empfindung, nicht die selige des eleatischen wandellosen Einen, also des Objektiven, sondern die wechselnde durch die Aussenwelt hervorgerufene des denkenden Subjekts selber, also die Wahrnehmung. Diese beiden von Leukippos und Protagoras gezeigten

Wege wurden zwar von den beiden grossen, geistvollen Philosophen, die für lange Zeit das philosophische Denken beherrschten und zum Teil noch beherrschen, teils bekämpft und teils verschmäht, aber in den Bahnen des Leukippos, den man heute zu einer mythischen Persönlichkeit verflüchtigen will [18]), und des Protagoras, an dem noch immer der wegwerfende Name des Sophisten haftet [19]), wandelt zum grossen Teil noch heute die Naturphilosophie und die Metaphysik.

Anmerkungen.

[1]) Vergl. hierüber des Verf. Beitrag zur Darstellung der Philosophie des Xenophanes. Danzig 1871. — Ueber Xenophanes von Kolophon. Stettin 1874. — Untersuchung über die Quellen für die Phil. des Xenoph. Stettin 1877.

[2]) Den sonstigen die Bedeutung des Xenophanes meist unterschätzenden Darstellungen gegenüber nimmt sich die überschwängliche Anerkennung, die er bei Draper findet, seltsam genug aus. (Draper, Gesch. der geist. Entwickelung Europas. Aus dem Engl. von Bartels. Leipzig 1871) Er meint sogar S. 91, dass Xenophanes ohne Zweifel einer der grössten griechischen Philosophen gewesen sei, und weist darauf hin, dass mehrere seiner Gedanken bei Newton wieder erscheinen im Generalscholion am Ende des dritten Buches der Principia, wo Gott dargestellt werde als sich ganz gleich, ganz Auge, ganz Ohr, ganz Gehirn, ganz Arm, ganz Macht zu gewahren, zu verstehen, zu handeln, aber in einer keineswegs menschlichen, keineswegs körperlichen, in einer uns gänzlich unbekannten Weise. Von dem Widerspruch, der in der Weltauffassung des Xenophanes vorhanden ist, hat Draper also keine Ahnung, ja, er macht sich auch ein sehr willkürliches, ganz unhistorisches Bild überhaupt von den Eleaten, wenn er ihre Philosophie durch Parmenides zum Pantheismus werden lässt.

[3]) Die Worte *τὸ γὰρ αὐτὸ νοεῖν ἐστίν τε καὶ εἶναι*, in welchen eine Identität des Denkens mit dem Sein behauptet wird, erklärt nämlich Ueberweg-Heinze (Grundriss der Gesch. der Phil. [5] S. 66) so: „Was gedacht wird, ist auch, es lässt sich nichts mit dem Denken erreichen, das nicht Existenz hätte, da dies Nichts kein Objekt des Denkens sein kann. Das Nichtseiende ist eben nicht zu denken, kann nicht durch das Denken erfasst werden, weil es keine Existenz hat.“ Zur Begründung dieser Erklärung wird auf den Zusammenhang, in welchem die Worte stehen, hingewiesen; und es ist nicht zu leugnen, dass dieser dafür spricht. Aber die Worte selber wollen sich schwer dieser Erklärung fügen. Man muss dann nämlich, so viel ich sehe, *ἐστίν* in dem Sinne „es ist notwendig“ nehmen und *τὸ αὐτὸ* zu *νοεῖν* als Objekt, zu *εἶναι* als Subjekt construieren. Abgesehen aber von dieser sprachlichen Schwierigkeit wäre das Seiende dann nicht mit dem Denken, sondern höchstens mit dem Gedachtwerden identisch. Das Viele, das nicht in sich widerspruchlos, also überhaupt nicht gedacht werden kann, wäre danach allerdings kein Seiendes; dass aber alles Seiende ein Gedachtes, geschweige denn ein Denkendes sei, wäre damit gewiss nicht behauptet.

Die zweite Stelle im Parmenideischen Gedicht, in welcher eine Identität des Seienden mit dem Denkenden gelehrt wird:

τωὐτὸν δ' ἐστὶ νοεῖν τε καὶ οὕνεκέν ἐστι νόημα.
οὐ γὰρ ἄνευ τοῦ ἐόντος, ἐν ᾧ πεφατισμένον ἐστίν,
εὑρήσεις τό νοεῖν. οὐδὲν γὰρ ἔστι ἢ ἔσται
ἄλλο πάρεξ τοῦ ἐόντος. ἐπεὶ τό γε μοῖρ' ἐπέδησεν
οὖλον ἀκίνητόν τ' ἔμεναι.

scheint im ersten Verse wieder die volle Identität auszudrücken, aber auch hier wieder zwingt die dafür ganz unzulängliche Begründung nur an Identität des Seienden mit dem, was gedacht wird, zu denken. Freilich wird die Begründung von *ἐπεί* an so unklar, dass Stein (die Fragmente des Parmenides) schon nach *εὑρήσεις τὸ νοεῖν* eine Lücke angenommen hat. (Uebrigens halte ich die von Ueberweg-Heinze aufgenommene Conjectur Bergks *οὐδ' ἦν γάρ* (v. 3) für *οὐδὲν γάρ* für unnötig. Dass dem *ἔστι* noch *ἔσται* und zwar nur dieses hinzugefügt wird, hat wohl seinen Grund in dem voraufgehenden Futurum *εὑρήσεις*.)

[4]) Theophrast (de sensu I, 4) sagt (allerdings wo er von der Naturphilosophie des Parmenides handelt), derselbe habe gelehrt *καὶ ὅλως δὲ πᾶν τὸ ὂν ἔχειν τινὰ γνῶσιν.*

[5]) Xenophanes selber wurde zu seinem kühnen Identitätsgedanken wohl von Anaximander angeregt. Anaximanders Lehre von dem Unrecht jeder Sonderexistenz, die einst wieder im Allgemeinen verschwinden müsse, mag den Kolophonier bewogen haben zu untersuchen, ob sich das Viele und Veränderliche überhaupt ohne Widerspruch denken lasse, ob nicht das, was Anaximander in ferne Zukunft verlegt, schon jetzt und überall in Wirklichkeit so sei. Wenn dem Anaximander jede Determination (nicht als Negation wie dem Spinoza, sondern sogar) als Sünde erschien, so folgte nun auf diesen schwermütigen Gedanken der tröstlichere des Xenophanes, für den nichts vorhanden war, als der eine, ungeteilte, freilich materiell vorgestellte Gotteswille, welcher alles durchdringt und regiert.

[6]) Dasselbe meint auch wohl Diogenes Laertius über Parmenides mit den Worten: *ὅμως δ' οὖν ἀκούσας καὶ Ξενοφάνους οὐκ ἠκολούθησεν αὐτῷ.* Das wenigstens, was Diogenes über seine Lehre mitzuteilen hat, lautet meistens gar nicht xenophaneisch, nicht einmal im allgemeinen eleatisch.

[7]) Darüber weiter unten Näheres.

[8]) Meine Ansicht über diese Aristotelesstelle habe ich dargelegt in der „Untersuchung über die Quellen für die Philos. des Xenoph." S. 8, 1.

[9]) Im Stephanus wird *πολυδοξία* erklärt de multis rebus *δόξαν* (non *ἐπιστήμην*) habere, und dazu als einzige Stelle angeführt Damasc. ap. Phot. Bibl. p. 337, 38: *τῶν βιβλίων τὸν ὁμαδὸν παρῃτεῖτο, πολυδοξίας μᾶλλον αἴτιον ὄντα ἢ πολυνοίας.*

[10]) Müsste man, was ich leugne, des Zusammenhanges wegen, in welchem die Verse bei Diogenes stehen, in dem zweiten die eleatische Verwerfung der Zuverlässigkeit der Sinneswahrnehmungen sehen, so bliebe wohl nichts übrig als die scharfsinnige Conjectur Roepers (cf. Wachsmuth, De Timone Phliasio p. 52) anzunehmen, der statt *ἀνενείκατο νώσεις* vorschlägt *ἀνενείκατ' ὀνόσεις*. Dagegen halte ich die von Wachsmuth in den Text aufgenommene Conjectur Meineke's *φαντασίης ἀπάτας* statt des überlieferten *φαντασίας ἀπάτης* kaum für nötig, da es wohl ziemlich gleich ist, ob Timon von den Vorstellungen des Truges oder von dem Truge der Vorstellung redet.

[11]) Nach Zeller (vergl. auch besonders S. 852) soll Melissos auch auf die ihm

schon bekannte atomistische Lehre Rücksicht genommen haben. Ich glaube nicht, dass sich sicher begründetes darüber sagen lässt. Der Bericht des Aristoteles (gen. et corr. I, 8), auf den Zeller selber verweist, lässt wohl annehmen, dass Melissos das Leere früher bestritten, als Leukippos es behauptet hat. Der angebliche Mangel an Denkschärfe, den Aristoteles zuweilen dem Melissos vorwirft, ihn übrigens aber nur durch eine Ausstellung begründet, die eine sehr wenig gewissenhafte und geduldige Lectüre seiner Schrift voraussetzt (vergl. Verf. Beitrag zur Darstellung etc. S. 16), kann mich nicht abhalten dem Melissos zuzutrauen, dass er selbständig diesen schon in der Einslehre des Xenophanes liegenden Gedanken entwickelt hat. Und wenn Zeller sagt, dass es dem Aristoteles an jener Stelle nur überhaupt darum zu thun sei, das Verhältnis des eleatischen und atomistischen Systems darzulegen und Aristoteles nun sonst hier das eleatische System (wegen des ἄπειρον 325, a, 15) in offenem Widerspruch mit Parmenides und genau nach Melissos darstellt, so weiss ich in der That nicht, warum man nicht annehmen sollte, dass auch der Anfang des Berichts, wo von der Unmöglichkeit der Bewegung wegen der Nichtexistenz des Leeren gehandelt wird, einen gerade dem Melissos eigentümlichen, so von ihm zuerst ausgesprochenen Gedanken enthalten solle. Und im Folgenden erscheint Leukippos als Bezug nehmend gerade auf die Fassung der Lehre, wie sie uns von Parmenides nicht überliefert, wohl aber aus den Fragmenten des Melissos selber bekannt ist. Vergl. 25: ὁμολογήσας δὲ ταῦτα μὲν τοῖς φαινομένοις, τοῖς δὲ τὸ ἓν κατασκευάζουσιν ὡς οὔτε ἂν κίνησιν οὖσαν ἄνευ κενοῦ κτλ. Dass aber Aristoteles hier das eleatische System gerade nach Melissos darstellt, finde ich sehr begreiflich. Es ist der Eleatismus in der reinsten Form, in der consequentesten, rücksichtslosesten, und deshalb für Aristoteles wie für jeden, der in seinem Philosophieren auch das Causalitätsprincip anwendet, unannehmbarsten Form, und darum auch (28) hart und scharf von ihm als μανία bezeichnet. Hätte übrigens Melissos die ihm schon bekannte Atomistik angegriffen, so wäre es doch auffallend, dass er nicht gerade die Unteilbarkeit der Atome angriff. Er beschränkt sich aber darauf nur die Nichtexistenz der vielen sinnlich gegebenen Dinge zu beweisen. So ist mir die Priorität des Gedankens des Melissos wahrscheinlicher, gewiss keineswegs, da es ja auch sehr möglich ist, dass Leukippos und er unabhängig von einander diesen Gedanken gefasst und ausgesprochen haben. Der Keim dazu lag für beide in früheren Philosophemen, und bei der unglaublich schnellen Entwickelung der vorsokratischen Philosophie, wo sich in wenigen Decennien die originalsten und zum Teil fruchtbarsten Gedanken zusammendrängen, wäre solches Zusammentreffen nicht so unerhört. Auf die heraklitische Philosophie hat Melissos aber jedenfalls mit Bewusstsein Bezug genommen. So besonders in fragm. 11 und 17.

In dem ersten gibt Mullach nach Brandis den Text des letzten Satzes so: εἰ τοίνυν τριαμυρίοισι ἔτεσι ἕτερόϊον γίνοιτο τὸ πᾶν, ὅλοιτο ἂν ἐν τῷ παντὶ χρόνῳ. Die Ueberlieferung ist aber τριχὶ μιῇ μυρίοις statt τριαμυρίοισι. Weder Brandis (comm. eleatt. p. 193) noch Mullach begründen diese Conjectur. Brandis fügt nur hinzu: Nescio quid legerit L. Philaltheus, qui vertit: „si ergo omne trifariam protensum infinitis diversis alterum fieret"; Mullach wiederholt das, nur dass er statt nescio sagt non laboro. Aber das ist doch klar, dass der Uebersetzer τριχῇ gelesen hat, was der Conjectur nicht förderlich ist. Ich weiss aber überhaupt nicht, warum man sich nicht bei der Ueberlieferung beruhigen sollte, die in sehr scharfer Weise die leiseste Veränderung des wirklich Seienden zurückweist: „Wenn das Seiende (auch nur) um ein

Haar (um das allergeringste) in zehntausend Jahren anders würde, so wäre es bei der Unendlichkeit der Zeit dem völligen Untergange geweiht".

Auch in Fragm. 17 scheint mir eine Stelle von der Kritik vielleicht ohne genügenden Grund angefochten. Melissos zeigt in diesem Fragment, dass auch das scheinbar Festeste sich beständig verändert, so auch das Eisen, das durch den Gebrauch unmerklich sich abnutzt. In dem Zusammenhang sagt er (*δοκέει*) *σίδηρος σκληρὸς ἐὼν τῷ δακτύλῳ κατατρίβεσθαι ὁμοῦ ξέων*. Hier will Bergk die beiden letzten Worte in *ὁμουρέων* zusammenziehen (ein eiserner Ring in der Nähe des Fingers, was offenbar ein wenig treffender Ausdruck wäre), Mullach conjiciert mit Unwahrscheinlichkeit *ἐπαφηρός* (cf. Mull. fragm. ph. I, 265). Ich meine, die überlieferte Lesart gibt einen guten Sinn, wenn man annimmt, dass *ὁμοῦ* wie sonst zuweilen *ὁμοῦ τι* oder *ὁμοῦ καί* die Bedeutung „beinahe, ebenso wie" hat. Dann wäre mit *ξέων* auf die Heraklitische Lehre vom Flusse aller Dinge hingewiesen: „das Eisen, so hart es auch scheint, ist doch in Wirklichkeit gleichsam (zugleich) fliessend, d. h. sich immer verändernd. Und will man die angenommene Bedeutung von *ὁμοῦ* nicht gelten lassen, so läge es in jeder Hinsicht nahe dafür *οἷον* zu schreiben. Den Heraklitischen Terminus *ξέων* hätte aber Melissos eben so gebraucht, wie er in demselben Fragment *μεταπίπτειν* anwendet, das nach Heinze (Lehre vom Logos in der griech. Phil. S. 12, Anm. 2) dem Heraklit oder wenigstens seiner Schule angehört.

[12]) Und in der That fasst auch nach der Besprechung des Einzelnen Zeller sein Urteil so zusammen: „Alles zusammen genommen finden wir bei Melissos, ausser der Behauptung, dass das Seiende unbegrenzt sei, keine Abweichung von der Lehre des Parmenides."

[13]) Dass sich Melissos keine endliche Welt umschlossen vom unendlichen leeren Raum denken konnte, ist begreiflich genug. Metrodoros der Chier, der sich in mancher Hinsicht die philosophischen Anschauungen des Melissos zu eigen gemacht hat, hält die Existenz einer begrenzten Welt im unbegrenzten Raum für ebenso absurd wie das Wachsen einer einzigen Kornähre auf einem grossen Felde (Stob. Ekl. I, 496. *φησὶν ἄτοπον εἶναι ἐν μεγάλῳ πεδίῳ ἕνα στάχυν γεννηθῆναι καὶ ἕνα κόσμον ἐν τῷ ἀπείρῳ*. Vergl. Zeller 858, 4). Und in der That wird für das phantasievolle menschliche Denken die Vorstellung eines unendlichen, öden, dunklen, kalten, stillen Weltenraums immer etwas Unerträgliches haben. Die in ihm wie gross auch immer angenommene Welt wäre doch nur wie ein leuchtender Punkt, der in unendlicher Entfernung kaum noch wahrgenommen werden könnte. Das mag ein Missbrauch der Thätigkeit der Phantasie sein, aber es ist ein unvermeidlicher. Beherzigenswert ist, was Heinze aus Platners Aphorismen in Bezug auf Kants Antinomien mitteilt (Ernst Platner als Gegner Kants. Einladungsschrift zur Gedächtnisfeier Franckes. Leipzig 1880, S. 18): „Die kantsche Lösung kann ihm nicht genügen, er sieht vielmehr in diesen Antinomien einen Widerstreit zwischen Vernunft und Phantasie, der in verschiedenen Köpfen einen verschiedenen Ausgang haben könne, vielleicht auch unentschieden bleibe." „Die Vernunft wolle die Welt begrenzt, die Phantasie wolle entweder die Welt selbst oder ausser ihr den leeren Raum unbegrenzt." Heinze fügt hinzu: „Offenbar hat Pl. den ganz richtigen Gedanken hierbei, dass die Unendlichkeit nach irgend einer Seite hin für das begriffliche Denken unmöglich ist, während allerdings die Phantasie scheinbar mit einer Unendlichkeit sich befreundet, da sie die gesteckten Grenzen stets wieder zu überspringen vermag, und es möchte so

auf diese Antinomien ein richtiges Licht von den platnerschen Bemerkungen aus fallen."

14) Zeller (558, 1) mag wohl Recht haben, wenn er den Nachweis, dass das Seiende keinen Schmerz oder Kummer empfinden könne, einen für uns sehr überflüssigen Beweis nennt; aber dass Melissos dem Seienden überhaupt die Bestimmung der Empfindung gibt, musste doch nachdrücklich hervorgehoben werden. Aus der Unveränderlichkeit des Seienden folgte dann allerdings mit Notwendigkeit die sich ewig gleiche, von Kummer ganz freie, also selige Empfindung.

15) Wie die Vorstellung des Melissos von dem seligen Geiste als dem allein wirklich Existierenden noch in moderner Dichtung sich findet, mögen folgende Verse aus L. Schefers Laienbrevier (Novbr. XXIII) zeigen:

Es gibt nicht höhern Geist und niedrigern,
Unsterblichen und sterblichen; es gibt
Nicht menschlichen und göttlichen — nur Geist.
Der Geist ist Einer überall und immer;
Der Geist ist einzig alles das, was ist.

16) Diese Abhängigkeit glaube ich im Einzelnen nachgewiesen zu haben in meiner Schrift: Johann Scheffler's Cherubinischer Wandersmann. Leipzig, 1866.

17) Welchen Wert diese Begründungen haben, geht auch daraus hervor, dass sie häufig genug da wiederholt werden, wo man die eleatischen Gedanken im allgemeinen darstellen will. Sogar Dühring thut das, obwohl er den Melissos so gering schätzt. Ja, sie erscheinen auch ohne den Zweck historischer Darstellung in philosophischen Erörterungen. So sagt Arnold Kitz (Seyn und Sollen, Frankfurt a. M., 1864, S. 70), um nachzuweisen, dass man nach dem Grunde des Seins überhaupt vernünftiger Weise nicht fragen könne, genau wie Melissos: „denn entweder ist dieser Grund Nichts, dann kann ein Seyn aus ihm nicht werden; oder er ist etwas, dann ist ja dieses Etwas wieder ein seyendes". Die Argumentationen des Melissos empfehlen sich im ganzen durch ruhige, klare Deduction (die eine oben besprochene formelle Uebereilung abgerechnet), durch verständige Berücksichtigung und Erörterung der entgegengesetzten Ansichten, ohne dass der Autor je dadurch sich zu Concessionen und Halbheiten bewegen liesse. Dagegen findet sich in dem, was aus dem Parmenideischen Gedicht zusammenhängend überliefert ist, viel Ungeordnetes, Lückenhaftes, lästige Wiederholung, manchmal nur Rhetorik statt des zu erwartenden begründenden Gedankens. Wie dunkel ist seine Begründung der Identität des Seienden und Denkenden, so dunkel, dass dadurch fraglich wird, was er eigentlich unter dieser Identität verstanden hat. Wie bedenklich für einen Eleaten ist der Ausdruck (v. 73 St.) *οὐδέ ποτ' ἔκ γε πέλοντος ἐφήσει πίστιος ἰσχὺς γίγνεσθαί τι παρ' αὐτό*, wo der Dichter sagt, was er doch nicht sagen will, dass nämlich ein Werden des Seienden stattfindet, freilich ohne dass es sich dabei verändert, also eine causa sui. Charakteristisch ist es auch für Parmenides, dass er mehr von Begeisterung für seines Meisters Lehre erfüllt, als von der Verpflichtung durchdrungen, sie möglichst klar darzustellen, versichert, es sei ihm gleich, von wo er anfange, denn er kehre doch dahin wieder zurück. (v. 41.)

18) So Rohde „Ueber Leucipp und Demokrit" in den Verhandlungen der XXXIV. Philologenversammlung S. 64 ff. Sein Hauptargument ist eine von Zeller abweichende Erklärung der Stelle über Leukippos bei Laertius Diog. X, 13. Meinen Widerspruch

gegen die Auffassung Rohdes habe ich begründet in dem „Nachtrag“ zu einer Abhandlung „Ueber Demokrit von Abdera und die Anfänge der griechischen Moralphilosophie“ in dem nächstens zur Ausgabe kommenden Ergänzungsheft der Zeitschrift für Philosophie und philos. Kritik.

[12]) Die Bedeutung des Protagoras ist neuerdings auf das Eingehendste nachgewiesen von Laas in seinem Buch „Idealismus und Positivismus“. Berlin, 1879.

Quaestiones Taciteae.

I. Qualem Tacitus in priore parte annalium secutus sit auctorem.

II. Quatenus ei auctoritati fuerit obnoxius.

Scripsit

Friedrich Herbst.

Doctis quoque sicut ceteris hominibus aurea quondam videtur aetas fuisse, cum quemcunque librum temporum iniquitas reliquerat bonum perfectumque existimabant: Choerilum, credo, si extitisset, illis temporibus ut alterum Homerum essent admirati. Secuta est altera aetas, qua interesse aliquid inter Livium et Florum intellexerunt, tertia, qua etiam in Horatio et Cicerone aliquid reprehendere ausi sunt et emendare. Quanto audaciores nos sumus, qui non solum carmina tota ab Horatio abiudicamus et dubitamus Homerus an nullus fuerit, sed, qui maioribus summae fuerunt admirationi, eos scriptores acerbissime agitamus. Quis non ausus sit fortis esse in Cicerone, posteaquam Drumann diligentissima illa amplissimaque accusatione iniquissimo cuique praebuit materiam? Quotusquisque est, qui integra Horatii carmina audeat defendere? Ferrea nostra aetas paucis pepercit, et quo quis acrius insultat iis, qui perfecti olim videbantur, eo magis probatur augeturque promptius. In tanta temporum audacia mirum est, quod Tacitus eadem, qua antea, floret auctoritate, quae quanta sit, facillime cognoscitur ex eo libro, quo G. Freytag vitam doctorum hominum ut facete ita pie descripsit[1]).

Non defuerunt sane, qui Tiberii Caesaris causam acerrime defen-

[1]) G. Freytag, die verlorene Handschrift.

derent, etiam inventi sunt, qui pro Nerone disputarent, atque ii, quo facilius illos probarent, Taciti auctoritatem conati sunt infringere, quae tamen manet, neque quisquam, nisi me fugit, ausus est ultro de ea detrahere[2]).

At si Tacitus vehementer erravit in Tiberii moribus describendis, si iniquum atque ambitiosum de toto eius principatu fecit iudicium — id quod Mommsen iam sibi persuasit[3]), ceteri quamvis inviti aliquando concedent — quam maxime admirari solebamus, ea pars operis in vitium vertitur. Quamobrem etiamsi docti scriptorum existimatores pristinam illam Taciti admirationem retinent, vereor tamen, ne aliquando, sicut nunc nimium ei tribuunt, ita diverso errore abrepti omnem fidem et auctoritatem ab eo abiudicent. Utrique autem errori facilius medebimur recentiorum quorundam quaestionibus adhibitis[4]).

Quicumque enim aut in moribus perspiciendis describendisque Taciti ingenium et acumen laudant aut, quo facilius Tiberium purgent, in illum probra iaciunt, falsa quadam opinione videntur teneri, qui putent cum antiquitatis scriptores accurata illa scientiae investigatione usos esse, quae doctorum huius aetatis hominum propria est, tum Taciti libros e librorum variorum grandiumque et tam senatus quam populi actorum amplissima lectione manavisse. Posteaquam autem Mommsen docuit, Tacitum etiam in historiis, cum suae aetatis res enarraret, unum auctorem delegisse, quem potissimum sequeretur, dubium non potuit esse, quin idem fecerit in annalibus. Hoc primus demonstravit Froitzheim, uberius explanavit Horstmann, neque quidquam in incerto est, nisi quis fuerit ille auctor, de ea re enim ambigitur. Ac sive Cluvium in historiis secutus est sive Plinium, sive Aufidium Bassum in annalibus sive quem alium, nostra certe magis interest scire, qualis fuerit auctor, quam quis ex iis, quorum nomina tantum extant.

---

[2]) Quod enim Spengel et Anton in iis annalium partibus, quibus bella Germanica enarrantur, errores ostendisse sibi videntur, non tam ad Tacitum ipsum pertinet, quam ad illos, qui de iis rebus vel ad principem, vel ad senatum rettulerunt; ceteri non magis contra Tacitum quam pro Tiberio dicunt.

[3]) cf. L. Freytag, Tiberius und Tacitus p. 311.

[4]) Conspectus librorum libellorumque, qui de hac re scripti sunt, reperitur apud Leonhard, Ueber die Wahrhaftigkeit und Gewissenhaftigkeit des Tacitus. Ellwangen 1877. Progr. Nro. 471, qui cum nimius esse videatur in Taciti auctoritate defendenda, aequum tamen se praebet erga eos, qui contra disputant. Accedunt quae Froitzheim, Bonn 1873, et Horstmann, Marburg 1877, de Taciti fontibus et Wolfgramm, Prenzlau 1878, de Nerone disseruerunt. In iis, quae Froitzheim scripsit, aliorum excerptis usus sum, quod ipsius libellum ne per Calvarios quidem potui nancisci.

Primum igitur videamus, qualem auctorem in annalibus vel potius in priore annalium parte[5]) Tacitus sit secutus. Et senatorem eum[6]) fuisse et a domo principis alienum inde apparet, quod quaecunque in senatu acta sunt diligenter et copiose explicat, ignorat fere vel fama accepit, quae in domo principis. Accedit, quod Tacitus ipse legisse se ait senatorum eius aetatis commentarios[7]), neque verisimile est eum alio auctore uti maluisse, cum eo potuerit, qui gerendis interfuerit rebus. Senatorem igitur fuisse si probavero, multum ero consecutus, sive Aufidius Bassus est, cui libertas nocuit[8]), sive quis alius ex iis, qui nonnunquam gaudebant imagine veteris reipublicae[9]), pristinam illam senatus potentiam et dignitatem semper desiderabant. Quo enim animo fuerint erga Tiberium senatorii homines, dubium esse non potest, quia humanum est amare, qui prosint, odisse, qui noceant. Quamobrem si ita rempublicam Tiberius gessit, ut provinciis sociisque populi Romani prodesset, noceret nobilitati, frustra afferuntur testimonia Philonis Judaei Strabonisque Graeci hominis, minime enim ab iis possumus certiores fieri, quo animo erga Tiberium vel fuerit senatus populi Romani vel debuerit esse. Ne Velleius quidem Paterculus recte adhibetur, qui etiamsi iniuria in adulatoribus numeratur, tamen, ut militem decet, pietati erga imperatorem plus tribuit, quam libertati.

Qualem igitur erga senatum Tiberius se gessit? inde enim intellegemus, quid senatores de eo oportuerit sentire, idque facilius, si eius principatum cum Augusti comparaverimus. Nam cum Augustus rerum potiretur, cives adeo fessi erant bellis civilibus, ut quamlibet dominationem vellent pati, dummodo pace et otio fruerentur, nec ineptum erat de libertate restituenda sperare, quia quinquaginta fere annis ante L. Sulla, postquam inimicos ultus est et rempublicam ad suum arbitrium constituit, dictatura se abdicaverat. Accedebat, ut Augustus nobilissimum quemque honoribus et pecunia augeret comiterque se gerendo ferociorum quoque animos deleniret. Quod longe secus fuit

---

[5]) Cur de priore tantum parte quaerendum sit, explicuit Froitzheim p. 38 (Horstmann p. 57).

[6]) cf. Horstmann Ueber die Quellen des Tacitus p. 50.

[7]) ann. II, 88. reperio apud scriptores senatoresque eorundem temporum

[8]) Quintilian. inst. orat. X, 1, 103. Quam (auctoritatem historiae) . . . Bassus Aufidius egregie, utique in libris belli Germanici, praestitit, genere ipso probabilis in omnibus sed in quibusdam suis ipse viribus minor. . . . Habet amatores nec imitatorem, ut cui libertas, quamquam circumcisis, quae dixisset, nocuerit.

[9]) Tac. ann. I, 77. III, 60. XIII, 28.

in Tiberio, qui, cum Augusti praecepta servare vellet, comitate illa et facilitate adeo carebat, ut etiam in iis, quae recte facere videbatur, molestus esset[10]). Idem, quamvis operam daret, ut a senatu electus videretur, ea ipsa re, quod principatum hereditate acceperat, insanabilem habebat invidiam. Quod vero provincias ab iniuria diligentissime prohibebat proconsulumque vim et avaritiam ulciscebatur, nobiles illi, qui a maioribus didicerant rem familiarem praeda provinciarum augere, ut iniuriam sibi illatam aegre ferebant, praesertim cum paupertatem illustrium familiarum pecunia publica iuvare dubitaret. Quid dicam de eo tempore, cum Tiberius Capreae residens per litteras cum senatu agebat, cum potentia Seiani una significatione litterarum concidit, cum et parum colere Seianum capitale erat et nimis coluisse? Ineptiae esset pluribus explanare, quam grave odium inde nasci fuerit necesse. Vide tamen Taciti ipsius testimonium[11]), qui Tiberii res florente ipso ob metum falsas, postquam occiderit recenti odio ait esse compositas, quo loco etiamsi senatores non disertis verbis nominantur, consentaneum tamen est, eos dici, quorum commentariis ipse erat usurus et de quibus praeter ceteros cogitare solebat. Ne hoc quidem neglegemus, quod in Dione Cassio, qui non rebus solum, sed etiam rumoribus dubitationibusque tam mire congruit cum Tacito, ut dubitari non possit[12]), quin eundem auctorem sint secuti, idem narrandi iudicandique genus deprehenditur, de quo alio loco plura dicemus.

Invenit igitur Tacitus res Tiberii recenti odio compositas easque, qui nullam aut irae aut studii causam haberet, rectius scripturus esse sibi videbatur.

Negant autem, quos Taciti laudibus obtrectare videmus, idoneum esse ad principis res scribendas, qui veteris libertatis memoriae obnoxius ad paucas illustresque familias totam referat rempublicam. Iidem e Taciti libris, maxime ex annalibus, magnam locorum copiam afferunt, quibus confirment, nobilitatis opinionibus eum esse deditum, qua in re non omnino errant, nam certe quibusdam locis ea scribit, quae, ut leviter dicam, admirationi sint[13]), sed in historiis minoribus-

---

[10]) Tac. ann. I, 75.

[11]) ann. I, 1.

[12]) cf. Froitzheim, Horstmann.

[13]) ann. I, 75. multaque eo coram adversus ambitum et potentium preces constituta sunt, sed dum veritati consulitur, libertas corrumpebatur, ann. II, 38. cf. II, 9. III, 16. 22. 31. (quod Tiberius negat, fas esse rem privatam publica impensa iuvari)

que scriptis pauca eiusmodi inveniuntur, immo aperte in iis profitetur, quid de re publica sentiat, ut dubitare non possimus, quin sibi persuaserit, civitatem Romanam libertatis esse impatientem[14]).

Quid igitur est? Quoniam Tacitus in annalibus omnem cogitationem ad nobilium illas opiniones vetustatisque memoriam referre videtur, in prioribus vero scriptis — neque enim nimis premendum est, quod Brutum[15]) laudat Thraseamque Paetum — non modo fatetur e re publica esse, quod unus pro omnibus deliberet,[16]) sed etiam falsam speciem libertatis reprehendit,[17]) non satis constat, utrum in viro praetorio vel consulari tanta eorum, quae de republica sentiret, facta sit commutatio, an auctor ille, cuius de nomine statuere non ausi sumus, tantum apud eum potuerit, ut non auderet longius discedere ab eius sententia.

Quod vero omnibus fere, qui his de rebus scribunt, usu venit, ut ad Tiberium oratio relabatur, cum de Tacito dicant, ad Tacitum, cum de Tiberio, veniam, puto, sum impetraturus, si hoc loco exposuero, quid post auctoris illius tempora famae Tiberii nocuerit. Nocuerunt autem rumoribus et exemplis Germanici et uxor et posteri et amici.

---

cum adsensu audita ab iis, quibus mos est omnia principum honesta atque inhonesta laudare.

ann. I, 76. (Drusus gladiatores spectat) quamquam vili sanguine nimis gaudens.

ann. IV, 3. (In Livilla, quae Drusi coniugium violasset maritumque, imperii Romani heredem, veneno interemisset, hoc maxime reprehenditur) seque ac maiores et posteros municipali adulterio foedabat.

Omnem talium locorum copiam perlegere si quem iuvat, apud L. Freytag et A. Stahr facile inveniet.

[14]) dial. de orat. 40. Nostra quoque civitas, donec erravit, donec se partibus et dissensionibus et discordiis confecit, donec nulla fuit in foro pax, nulla in senatu concordia, nulla in iudiciis moderatio . . . . tulit sine dubio valentiorem eloquentiam, sicut indomitus ager habet quasdam herbas laetiores. cf. ib. 38. 41.

Agr. 3. quamquam primo statim beatissimi seculi ortu Nerva Caesar res diu dissociabiles miscuerit, principatum ac libertatem, augeatque quotidie felicitatem temporum Nerva Traianus.

Germ. 44. Gotones regnantur, paulo iam adductius, quam ceterae Germanorum gentes, nondum tamen supra libertatem.

Hist I, 16. imperaturus es hominibus, qui nec totam servitutem pati possunt nec totam libertatem cf. Hist. I, 1.

[15]) dial. 25. hist. II. 91.

[16]) dial. 41.

[17]) hist. I, 1. obtrectatio et livor pronis auribus accipiuntur, quippe . . . malignitati falsa species libertatis inest.

Divisa enim fuerat Tiberii aula[18]) tacitis in Drusum aut Germanicum studiis, ac quamquam id Augustus sine dubio egerat, ut principatus ad Germanicum perveniret, metuebatur tamen, ne Tiberius Drusum ut suum praeferret. Angebatur eo metu ferocia Agrippinae omniaque Tiberii dicta et facta maligne interpretabatur, tanquam debitus honor sibi praeriperetur. Intendebant[19]) eam invidiam amici accendendis offensionibus callidi mulierisque animum criminando irritaverant, cum praematura Germanici morte spes omnis concidit. Nunquam Agrippina, ut erat impotens irae et doloris, in gratiam cum Tiberio rediit, immo et ipsa et per amicos suspicionem Germanici veneno interempti ad eum referebat, neque levis putanda est unius mulierculae voluntas. Longe enim aliter sentiebat urbana multitudo ac senatus nobiliumque familiarum clientes. Nullum ei erat libertatis desiderium, sed solis divi Augusti posteris arbitrabatur principatum deberi, eosque quod armis non poterat defendere ulciscebatur rumoribus; propterea Tiberium ut privignum aspernabatur, Agrippinae vero eiusque liberis favebat.[20]) Quae pietas erga sanguinem Augusti etiam in Neronem valuit et ne morte quidem eius exstincta est.[21])

Ergo facile erat imperitae multitudini persuadere, ut foedissima quaeque de eo crederet, cui mortem Germanici prodesse arbitrabatur. Augebat suspicionem, quod Agrippina animi a Tiberio alienationem metumque veneni ostentabat.[22]) Itaque cum Tiberius Agrippinam duosque eius filios tolleret, sive quo insidiis eorum obviam iret, sive ut veterem diuque celatam iram expleret, invidia eius facinoris conflagravit, tum enim cumulasse videbatur, quae scelerate contra posteros divi Augusti fecisset. Huius post mortem ubi liberi Agrippinae, quos ea suo odio suaque suspicione imbuerat, rerum potiti sunt, nec in senatu, nec inter tenuiores nec in domo principis erat, qui erga Tiberii famam se aequum praebere vellet.[23])

Quod dixi posteros Agrippinae exemplis quoque nocuisse, haud

---

[18]) Tac. ann. II, 43.

[19]) Tac. ann. II, 57. cf. II, 12. amicis inesse adulationem.

[20]) Tac. ann. III, 4.

[21]) Tac. hist. I, 4. 51. 78. de militum voluntate erga Neronem ib. I, 5. II, 11.

[22]) Tac. ann. IV, 52–54.

[23]) Quod scriptis quoque minor Agrippina famae Tiberii dicitur nocuisse in medio relinquam, quamquam unus ille ex eius commentariis locus, cuius notitiam habemus (Tac. ann. IV, 54), non ad ipsius Agrippinae vitam sed ad matris cum Tiberio discordiam pertinet.

scio an paucis sim probaturus, neque tamen omittendum puto, quod ipse mihi persuaserim. Nam cum Livia in suspicionem veneni vocata est, cum libellis agitabatur ut filio invisa, cum Agrippina maior inter soceri epulas venenum metuebat, mirae cuiusdam socordiae fuisset eiusmodi flagitia pro veris accipere, quod inveniebantur, qui crederent. Sed postquam minor Agrippina Claudium maritum, filius Agrippinae Britannicum fratrem veneno interemit, et ipsa ab eodem filio, quem per scelus principem fecerat, necata est, multo facilius credebantur, quae de Livia et Tiberio erant vulgata.

Agrippinam igitur et eius posteros et amicos Liviae Tiberiique famae nocuisse puto et quod malos rumores de iis vel sparserunt vel temere credendo confirmaverunt, et quod quae ante atrociora poterant existimari, quam quae crederentur, ipsi haud dubie fecerunt.

Itaque satis constare puto, quam difficile fuerit Taciti temporibus aequum de prioribus populi Romani principibus ac maxime de Tiberio iudicium facere. Quae difficultates si eiusmodi rerum scriptoribus, quales nunc sunt, obstarent, id maxime agerent, ut alia litterarum documenta invenirent, neque quidquam magis optarent, quam ullas actorum epistularumque Tiberii reliquias nancisci. Quae acta Taciti temporibus integra extiterunt, quod Domitianus, cum nihil praeterea legeret, ea lectitavisse narratur;[24]) atque etiamsi statuas a Domitiano ea inter arcana imperii habita esse, non fuit cur Traianus dubitaret viro consulari litterarumque laude illustri eorum copiam facere. Quodsi nullum eius rei in annalibus reperitur vestigium,[25]) idem sit, quod in Livio miramur, quem, cum Roma antiquitatis monumentis abundaret eodemque fere tempore Dionysius Halicarnassensis ea perscrutaretur, cum satis habuisset auctorum narrationes contexere, propter miram iucunditatem clarissimumque candorem et aequales et posteri laudaverunt.

Vidimus, quam difficile fuerit Tacito, sine ira et studio de Tiberio Caesare scribere, cum et ille, quem auctorem sequebatur, recenti odio res eius composuisset, et inter omnes eos, quorum vel libris vel com-

---

[24]) Sueton. Domit. 20.

[25]) Quae Tacitus ex actis epistulisque Tiberii affert, eadem vel in actis senatus vel in eorum commentariis, qui in senatu fuerant, potuit invenire. Si illis usus esset, de Lentulo Gaetulico (ann. VI, 30) multisque aliis, quae nunc in dubio relinquit, ex actis illis epistulisque statuere potuit. Ac si cui parum credibile videtur, eum tantis documentis uti non curavisse, secum reputet, quod de Christianis vulgata illa et inania narrare non veritus est, cum a Plinio amicissimo, qui paucis annis ante publice de iis cognoverat, veriora nullo negotio discere liceret.

mentariis usus esse putatur, haud quisquam liber fuerit ira et invidia, cum praeterea inter Tiberii et Taciti aetatem et principes et principum uxores matresque ea flagitia commisissent, ut foedissima quaeque facilius crederentur; nunc quaerendum est, quam voluntatem ipse attulerit et quid in priorum narratione emendanda profecerit. Nocuit autem veritati iudiciorum, quae de Tacito facta sunt, quod confundi solent, quae in annalibus et quae in prioribus eius scriptis inveniuntur, nos, ut tota de annalibus quaestio integra reservetur, videamus, qualis de republica sententia in prioribus scriptis inveniatur, eamque quam brevissime explicemus. Veterem populi Romani putat libertatem manere non potuisse, postquam subacto orbe securas opes concupiscere licuerit,[26]) inde bella civilia orta esse et dominationes, donec omnem potentiam ad unum deferri pacis interfuerit.[27]) Neque quemquam sanum de libertate restituenda cogitare, quod et senatus et populus rem publicam neglegant.[28]) Speciosa esse senatus populique Romani nomina et retinere aliquam auctoritatem,[29]) sed nec qui ea praetendant serio agere,[30]) nec aut senatum aliquid audere[31]) aut in populo ullam constantiam inesse,[32]) quod antiqua disciplina morumque integritas perierit neque revocari possit.[33]) Quae cum ita sint, reipublicae interesse principem habere, qui civitatem plane componat,[34]) qui et ab extremae libertatis et a servitutis malis eam defendat,[35]) qui praestantissimum e iunioribus heredem deligat;[36]) licere eo principe sentire, quae velis, et dicere quae sentias,[37]) neque tamen ferendos esse, qui libertatem inaniter iactent.[38])

Qui ita sentit, cur non sit idoneus, qui principis res scribat? At pauca quaedam inveniuntur, quae non procul absint ab annalium illa acerbitate, cum Domitiani mentio incidit, a quo Tacitus coactus erat

---

[26]) hist. II. 38.
[27]) hist. I. 1.
[28]) hist. I. 19. 89. cf. II. 10 cet. Agr. 1. incuriosa suorum aetas.
[29]) hist. I. 84. II. 32.
[30]) hist. I. 55—57. ib. 76.
[31]) hist. I. 45. IV. 44.
[32]) hist. I. 32. 90. III. 83. 85.
[33]) hist. I. 18.
[34]) dial. 41. cf. ib. 38. 40.
[35]) Agr. 2.
[36]) hist. I. 16.
[37]) hist. I, 1. cf. dial. 27.
[38]) Agr. 42. cf. dial. 10.

Helvidium in carcerem ducere,[39]) vel cum narrandum est, nobilissimos viros nullam aliam ob causam necatos, quam quod essent nobiles. Quis tandem aequo animo tanta mala narrabit, si ipse viderit? Quod vero Romanum putat fines proferre,[40]) quod de bellis Germanicis unam vocem gloriosius iacit,[41]) quod delatoribus implacabilius irascitur,[42]) quod iis studet, qui propter nobilitatem patria caruerunt,[43]) quod indignatur libertinos homines in urbe Roma tantum posse,[44]) quis est, qui aut miretur aut aegre ferat?

Restat, ut quaeramus, quid Tacitus in priorum narrationibus emendandis profecerit, quae pars quaestionis tanta est, ut non unius hominis in iuventute instituenda occupati libellum sed multorum et doctissimorum multa volumina desideret. Quamobrem omissis, quae nimia sunt, de paucis quibusdam ex immensa eorum, de quibus quaerendum est, copia sum dicturus.

Nihil ex iis, quae Tiberio obiecta sunt, tantam habet invidiam quam iudicia maiestatis, quibus aut iussu illius aut occultis artibus multi innocentes circumventi esse putantur, ac certe Tacitus ita de iis loquitur, ita consulto invidiam movet, ut aegre ab ea opinione nos defendamus, Tiberium toto principatu sanguinem innocentium profudisse senatumque in maiestatis iudiciis prope continuis versatum esse, cum tamen ex ipsius Taciti verbis demonstrari possit, non solum primo, quinto, sexto sed etiam vicesimo, vicesimo tertio, vicesimo quarto anno principatus maiestatis iudicia nulla fuisse. Qua de quaestione bene meritus est L. Freytag, qui, quamquam in libro suo nonnunquam modum excedit nec longe abest ab illa in Tacitum malignitate, ad quam A. Stahr saepissime delabitur,[45]) inveteratam tamen opinionem documentis ex ipsa Taciti narratione repetitis redarguit.[46])

At, ne alterius argumenta referam, ad istum librum eius rei studiosos delegabo, mihi hoc sumam, ut explorem, quid Tacitum in tantum errorem deduxerit. Cuius erroris causam in eo loco invenisse mihi videor, qui est de Julii Sacroviri defectione. „Extitisse, fremebant

---

[39]) Agr. 44. Hist. I. 2.
[40]) Agr. 13.
[41]) Germ. 37. tamdiu Germania vincitur.
[42]) dial. 13. hist. IV. 51.
[43]) hist. II, 92.
[44]) Germ. 25. hist. I. 76.
[45]) cf. Leonhard, über die Wahrhaftigkeit cett.
[46]) L. Freytag, Tiberius und Tacitus p. 299.

Romae, qui cruentas epistulas armis cohiberet."[47]) Quasnam epistulas cruentas? Sacrovir certe non habebat, cur arma caperet ad maiestatis crimen defendendum, nam nullis ipse iniuriis lacessitus propter privatam et publicam egestatem, quod civitates Gallorum in magno aere alieno erant, consilium defectionis multo ante ceperat; quod cum ad Aviolam legatum delatum esset, Tiberius de eo consultus indicium aspernatus erat.[48]) — At vulgus sermonibus ad Sacrovirum per errorem rettulit, quae Romae fere accidere solebant. — Videamus igitur, quid ea de re Tacitus habeat. Cuius annales si ab initio Tiberii usque ad eum annum, quo Sacrovir defecit, perscruteris, nullum invenias cruentae epistulae vestigium. Pauca sunt ante id tempus maiestatis iudicia in iisque omnibus Tiberius aut reum absolvi passus est[49]) aut ita est moderatus, ne lenire neve asperare crimina videretur,[50]) aut salutaribus epistulis reos e periculo exemit.[51]) Ubi igitur sunt cruentae illae epistulae? nullas esse apparet. Multis vero annis post eas res, cum Tiberius ab Agrippina et a Seiano eorumque amicis vel circumveniretur insidiis vel se circumveniri putaret, per litteras a senatu poenas nocentium poposcit. Hae demum epistulae, quas multorum hominum neces consecutae sint, recte cruentae possint appellari. Sacroviri vero temporibus ne vulgus quidem de cruentis epistulis fremere potuit. Videmus igitur magna cum invidia Tiberii quae extremo eius principatu facta sint in priores annos transferri; quaeritur, utrum hic error ad Tacitum an ad eius auctorem pertineat. Si ad Tacitum, grave opprobrium sit, multo malim de auctore credere. Humanum enim est oblivisci, quae olim senseris, ad priora tempora referre, quae nunc sentias vel nuper te sensisse memineris. Quodsi ille auctor extremo principatu Tiberii inopinato interitu Seiani perterritus semper, ne idem sibi accideret, metuerat eoque metu liberatus ad res scribendas accesserat, quid mirum, si, quod timere modo desierat, id et se et ceteros semper timuisse opinatus est? Quid vero, quod Tacitus tantum

---

[47]) ann. III, 44. multi odio praesentium et cupidine mutationis suis quoque periculis laetabantur increpabantque Tiberium, quod in tanto rerum motu accusatorum libellis insumeret operam: an et Sacrovirum maiestatis crimine reum in senatu fore? extitisse tandem viros, qui cruentas epistulas armis cohiberent: miseram pacem vel bello bene mutari.

[48]) ann. III. 41.

[49]) ann. I. 74.

[50]) ann. II. 29.

[51]) ann. I. 73.

errorem non vidit, cum ipse afferat, unde cognosci et emendari possit? Hoc tam arcte cohaeret cum tota Taciti arte et ratione, ut, qualem eam esse cogitem, paucis sit expediendum.

Tacitus igitur, cum non auderet ab eo auctore, quem Tiberio infensum esse sciebat, multum discedere, duplicem rationem secutus est, ut et rerum perpetuitatem narrando efficeret, et ad veritatem rerum quam proxime accederet neque quidquam aut celaret aut omitteret, quod ad eam illustrandam posset usui esse.

Perpetuitati maxime operam dedit in omnibus, quae ad Tiberium pertinent. Auctor enim ille ne in moribus quidem Tiberii tempora satis servasse videtur, qui, quod e Dionis libris planum fit, duas in vita Tiberii aetates statuat[52]) et eas morte Germanici discernat, unam qua virtutibus floruerit aut se florere simulaverit, alteram qua flagitiis se foedaverit. Sed parum credibile est hominem sexaginta annorum aemulo remoto ita converti et commutari atque Tacitus operam dedit, ut elegantiora de ea re traderet, et multum profecisse sibi videtur, quod pro duabus aetatibus quinque statuit earumque terminos aptius definit, ut Tiberii mores non subito commutentur sed paulatim deteriores fiant[53]).

Idem studium perpetuitatis in eo quoque cernitur, quod cupide arripit, quae de maiestatis iudiciis ad priores earum, quas statuit, aetatum pertinent, et nimis credulus est in iis, quae apud auctorem de cruentis epistulis invenit.

Altera erat ratio, ut nihil aut celaret aut omitteret, quod ad veritatem rerum illustrandam posset pertinere. Hinc incertum quoddam narrandi genus proficiscitur, quod iis tantum placet, qui officium putant omnia in Tacito admirari, cum alii malignitatem subesse putent. Non enim satis habet narrare, quod verum esse putat, sed sermones, opiniones, rumores refert et plerumque lectoribus optionem dat, ut eligant, quodcunque velint. Id fere nunquam facit in iis, quae ad senatum pertinent, saepius in iis, quae ad principem, saepissime in iis, quae ad Tiberium. Quod cur fecerit, non audeo pro certo dicere, puto tamen auctorem illum, cum omnes res, quae in senatu actae erant, aut probe meminisset aut e commentariis promeret, tanto erga Tiberium odio propter extremi principatus metum arsisse, ut multa invitus, pauca fortasse sciens in peius mutaret, omnia maligne inter-

[52]) Dio C. LVII. 7—11. 19.
[53]) ann. VI. 57.

pretaretur[54]). His in fundamentis cum Tacitus annales exaedificaret, cum ab auctoritate eius, qui rebus interfuisset, discedere non auderet, addidisse videtur, quae ad errores emendandos, si qui inessent, essent idonea. Quod cur mihi persuaserim, hoc exemplo ostendam.

Cn. Piso provincia cedere iussus, cum iter traheret, ne recens dolor propter mortem Germanici, quem veneno interemisse arguebatur, sibi noceret, Graecia Macedoniaque peragratis in Illyriam quoque ad Drusum, Tiberii filium, venit.

„At Piso ... ad Drusum pergit, quem haud fratris interitu
„trucem quam remoto aemulo aequiorem sibi sperabat ....
„Drusus Pisoni, si vera forent, quae iacerentur, praecipuum
„in dolore suum locum respondit, sed malle falsa et inania,
„nec cuiquam mortem Germanici exitiosam esse. Haec palam
„et vitato omni secreto; neque dubitabantur praescripta ei a
„Tiberio, cum incallidus alioqui et facilis iuventa senilibus tum
„artibus uteretur[55]).

Haec Tacitus simpliciter narrat nec ullam dubitationem ostendit. Nos vero narratis fidem habere non poterimus, nisi ante haec tria statuerimus, Drusum eo animo erga Germanicum fuisse, ut fratre interemto gauderet, eundem ingenio tardiorem fuisse, quam qui sine

---

[54]) Horstmann, qui hanc quaestionem obiter tantum tetigit, iniquum quidem de Tiberio iudicium apud illum auctorem fuisse arbitratur, paulo tamen aequius quam apud Tacitum. Ab hoc ego dissentio. Nam quamquam concedo narratiunculas vix Suetonio dignas (Dio. LVII. 14. 21. 25. LVIII. 3) aliunde peti inserique potuisse, multaque inde manare, quod Dio, qui brevitati studeat, non satis seiungat, quae semel et quae saepius facta sint, relinquuntur tamen, quae iniquitatem paene prae se ferant. Conferamus igitur hos locos: Dionis LVI. 30. de scelere Liviae cum Taciti ann. I. 5, Dionis LVII. 1.; de Tiberii cupiditate simulandi cum ann. I. 7. 11. 69. IV. 1. 29, 52. 71.; Dionis LVII. 13.; de moribus Drusi cum ann. I. 29. 76. IV. 3.; Dionis LVII. 15. de iudicio Libonis cum ann. II. 29.; de flagitio, quo Seianus adulescentiam foedasse dicitur cum ann. IV. 1.; Dionis LVIII. 3. de custodia Asinii Galli cum ann. IV. 29.; adde LVII. 19. de tormentis civium, LVII. 21. de iudicio Aelii Saturnini: fatebimur apud Dionem inveniri maiorem iniquitatem aut certe apertiorem. Dubitari potest, ea iniquitas utrum ad communem Taciti Dionisque auctorem referenda an Dioni propria sit. Mihi quidem iis de causis, quas supra exposui, facile persuadetur, auctorem eo animo erga Tiberium fuisse; accedit quod Dio, ubi de Tiberii rebus loquitur, identidem se aliquid audivisse dicit. An putandum est, Dionem, qui paene ducentis annis post vixerit, ex eorundem temporum hominibus audivisse? Quid tam ridiculum? Immo ex eo „audivi" conicio, Dionem, ubi per brevitatem fieri potuerit, integra verba auctoris in usum suum convertisse.

[55]) ann. III. 8.

patris praeceptis apte dicere posset, Pisonem Germanici veneno necati sibi conscium fuisse. Nihil quaeram, unde Tiberius potuerit scire Pisonem ab usitato itinere in Dalmatiam esse declinaturum; quae tanta fuerit celeritas, qua illud praeceptum ante Pisonem posset ad Drusum pervenire; de iis enim rebus aut ex coniectura aut omnino non est respondendum: nunc ea tantum quaerimus de quibus Tacitus ipse respondebit. Quo igitur animo Drusus fuit erga Germanicum? Vide annalium librum secundum[56])

„sed fratres egregie concordes et proximorum certaminibus „inconcussi“

et eorundem quartum[57])

„addidit orationem Caesar multa cum laude filii sui, quod patria „benivolentia in fratris liberos foret: nam Drusus, quamquam „arduum sit eodem loci potentiam et concordiam esse, aequus „adulescentibus aut certe non adversus habebatur.“

Quo deinde fuit ingenio Drusus et arte dicendi? Vide annalium librum primum[58])

„Drusus orto die et vocata concione, quamquam rudis dicendi, „nobilitate ingenita incusat priora, probat praesentia; negat se „terrore et minis vinci: flexos ad modestiam si videat, si sup- „plices audiat, scripturum patri, ut placatus legionum preces „exciperet.“

et tertium[59])

„Ac forte parva res magnum ad certamen progressa praebuit „iuveni (Druso) materiem apiscendi favoris ..... certabantque „orationibus et memorabantur exempla maiorum ..... donec „Drusus apta temperandis animis disseruit.“

Num denique Piso Germanici necati sibi conscius fuit? Vide annalium librum secundum[60])

„nihil adhuc inexpiabile admissum, neque suspiciones imbecillas „aut inania famae esse pertimescenda“

et tertium[61])

„neque ambitionem militarem neque provinciam pessimo cuique

---

[56]) ann. II. 43.
[57]) ann. IV. 4.
[58]) ann. I. 29.
[59]) ann. II. 31.
[60]) ann. II. 76.
[61]) ann. III. 14.

„obnoxiam, ne contumelias quidem adversus imperatorem infi-
„tiari poterat: solum veneni crimen visus est diluisse, quod ne
„accusatores quidem satis firmabant."

His locis, quos ex iisdem annalibus sumpsi, coarguitur et confutatur quod Tacitus de praeceptis Tiberii ad Drusum missis narrat. Accedit quod haud quisquam praeter eum, cui Tacitus egregiam istam narratiunculam debet, seniles artes appellaverit, quod Drusus ante rem iudicatam neque comiter accipere Pisonem voluit nec asperitate vim criminum augere, non enim callide sed honeste videtur egisse.

Eiusmodi exempla haud pauca inveniuntur, neque vero pluribus utar quod non conficere quaestionem de Taciti arte et ratione in animo est, sed paucis ostendere, quid de ea sentiam. Nam cum vel mecum vel cum adulescentibus Taciti annales lego, nescio quo pacto multae subeunt animum meum cogitationes, quas, quod leves esse sentio, edere sum veritus, nunc tamen, ne officio erga vos, viri doctissimi, qui in hanc urbem convenistis, deessem, pauca quaedam ex iis litteris mandavi.

AKATOC

Von Leopold Brunn.

Die Greifswalder Dissertation von Robert Zoeller 'de veterum re navali' (1867) behandelt einen kleinen Abschnitt aus einer grösseren Arbeit 'Ueber das Seewesen der Alten', welche der Verfasser als selbständiges Buch herauszugeben beabsichtigte. Dieses Versprechen, welches er am Schluss der Dissertation ausspricht, konnte er nicht erfüllen: der zweite December 1870 hat auch ihn der Wissenschaft und Schule zu früh entrissen. Das Manuskript der Arbeit liessen später angeknüpfte Beziehungen in meine Hände gelangen, und eine Durchsicht desselben überzeugte mich bald von der sorgfältigen Methode der Forschung, welche zu Grasers kühnen Hypothesen in schroffem Widerspruch steht und demgemäss auch zu ganz andern Resultaten führt: Grasers Triere, ein Schiff, den Galeeren des späteren Mittelalters nachgebildet mit Einzelheiten in der Takelage, für welche er selbst oft nur deutsche, nicht aber griechische Namen geben kann; Zoellers Triere, den Zeugnissen des Altertums gemäss konstruiert, allerdings ein viel einfacheres, aber der historischen Wahrheit ohne Zweifel entsprechenderes Schiff. Diese Ueberzeugung befestigte meinen Entschluss, Zoellers Manuskript herauszugeben, um den vielen falschen Vorstellungen, welche durch Grasers Abbildungen auch in die populärsten Bücher übergegangen sind, entgegenzuarbeiten. Die Herausgabe des Buches bedarf jedoch längerer Vorbereitungen: das Studium des antiken Seewesens erfordert, wenn man ihm bisher fern gestanden hat, längerer Vorbereitungen auch nach der praktischen Seite hin, und gerade Zoeller, der ein so perfekter Ruderer und Segler war, würde ein schlechter

Dienst erwiesen, wollte man ohne diese Vorbereitungen an eine Ueberarbeitung seines Manuskriptes gehen. Denn einer Ueberarbeitung bedarf es, einesteils weil es als erster Entwurf vor mir liegt, und andernteils weil nur Grasers Schrift 'de veterum re navali' (1864), nicht aber die 'Untersuchungen über das Seewesen des Altertums' im 3. Supplementbande des Philologus[1]), welche besonders die Takelage behandeln, von Zoeller benutzt sind. So bedarf das Manuskript auch der Vervollständigung, es hat für den heutigen Standpunkt der Forschung Lücken. Eine solche Lücke sollen die folgenden Blätter ausfüllen; sie geben eine selbständige Untersuchung über ἄκατος, diejenige Schiffsart, nach welcher die viel besprochenen und von Graser als dreieckige, lateinische Segel aufgefassten ἱστία ἀκάτεια benannt sind. Ich folge bei dieser Untersuchung Zoeller und verlasse den von Graser betretenen unsicheren Boden der Hypothese, um wieder ganz zu Böckh zurückzukehren, der in den 'Urkunden über das Seewesen des Attischen Staates' (Berlin 1840) mit glänzender Divination fast stets das Richtige vermutet hat, wenn er auch den quellenmässigen Beweis nicht immer giebt. Seine Auffassung von ἄκατος, die er nur ganz allgemein andeutet, wird sich durch die folgende Quellenuntersuchung, verbunden mit notwendigen Erörterungen einiger technischen Fragen, im Wesentlichen bestätigen, in einigen Punkten indessen muss sie noch etwas schärfer und bestimmter formiert werden. Wenn die folgende Untersuchung in ihrem ersten Teile einen rein negativen Charakter hat, so würde doch der Nachweis, wie wenig Grasers Takelage den Anspruch erheben kann, eine antik griechische genannt zu werden, eine erneute Erörterung der Frage gerechtfertigt erscheinen lassen.

I.

Die lateinischen Segel der athenischen Triere.

Zoeller musste sich auf folgenden Satz beschränken: 'Dreieckige Segel kommen im Altertum gar nicht vor; Grasers moderne Triere können wir hierbei nicht berücksichtigen'. — Zoeller stützte sich bei dieser seiner Behauptung vom Nichtvorhandensein der lateinischen — nur von diesen spricht er — Segel im Altertum auf Böckhs Ansicht, der auch diesen Teil der Triere mit mustergiltiger Methode untersucht hat. Böckh hatte für seine Ansicht zwei Gründe, einmal die Zeugnisse der Inschriften und Autoren, und dann die Schiffsdarstellungen

in den Monumenten, den Vasen, Münzen und Gemmen. Denn weder findet sich hier irgend wo ein lateinisches Segel dargestellt, noch wird diese charakteristische Form, welche es so wesentlich von den viereckigen Raasegeln unterscheidet, von irgend einem Schriftsteller auch nur angedeutet. Den ersten Umstand — ich halte ihn mit Böckh für ebenso wichtig wie den zweiten — sucht Graser mit den Worten zu beseitigen (U. = 'Untersuchungen' u. s. w. p. 134): 'Die meisten Darstellungen von Schiffen, die wir übrig haben, sind typischer Art.' Also nur die meisten, und diese haben nur Raasegel; einige sind also nicht typisch, und zeigen diese etwa lateinische Segel? Nein, Graser selbst muss (U. p. 139. Anm. 3) zugeben, dass einige Darstellungen, die scheinbar dreieckige Segel zeigen, diese in der That nicht haben; und es zeigt auch gerade diese Anmerkung, dass es Graser selbst sehr erwünscht wäre, wenn sich einmal ein dreieckiges Segel fände. Er muss also auch selbst von seiner Ansicht über die erhaltenen Schiffsdarstellungen als 'typischer' nicht völlig überzeugt sein. Führt er doch auch später (p. 147) zur Begründung seiner, übrigens richtigen, Ansicht, dass es im Altertum keine Stagsegel (solche dreieckige Segel, welche an dem von der Mastspitze nach dem Vorderteil des Schiffes laufenden 'Stag'-Tau befestigt sind) gegeben habe, das als einen Beweis an, dass sie nirgends dargestellt sind. Und was heisst 'typisch'? Doch eine Form, welche in einer bestimmten Zeit bestanden und in den Darstellungen sich allein erhalten hat, während in der Wirklichkeit diese Form sich änderte. Etwas anderes ist es mit der Form des Schiffsrumpfes. Die von der unsrigen so wesentlich verschiedene Form desselben, welche eine hoch erhobene puppis und eine niedrigere prora zeigt, wird im Wesentlichen durch die Gestalt eines Delphines wiedergegeben. Nahmen die Vasenmaler diese Form für ihre Darstellungen, so blieben sie einesteils der Wahrheit ziemlich nahe — ist es doch auch glaublich, dass der Delphin den Schiffsbauern als Vorbild für den Rumpf des Schiffes gedient hat —, andernteils folgten sie einem künstlerischen Prinzip, indem sie dem leblosen Körper Leben gaben. So findet sich denn diese Form des Schiffsrumpfes mehrfach, ohne dass wir sie deshalb typisch nennen dürften: Millingen, vases Coghill tab. 53 (wiederholt bei Panofka, Bilder antiken Lebens Taf. 15,7 und bei Guhl und Koner Fig. 289); die Exekias-Vase in München (Katalog No. 339, 1), abgebildet bei Gerhard, Auserl. Vasenbilder I Taf. 49 (desgl. mit Weglassung der um den Mast sich schlingenden Reben bei Panofka a. a. O.); die Trinkschale bei Gerhard, ebend. IV Taf. 285. 286;

die Amphora ebend. III Taf. 198; das Gefäss ebend. Taf. 254.255; die grosse Schale in Berlin No. 993: Vasen verschiedener Stilgattungen; endlich die Bronzelampe in Schiffsform aus dem Erechtheion (Verzeichnis der Berl. Gypsabgüsse No. 881). — Dagegen muss Graser selbst später ('Münzen mit Schiffsdarstellungen' Berlin 1870 p. 9) zeigen, wie aus einer Verschiedenheit der Darstellungen der puppis und der prora sich eine historische Entwicklung nachweisen lässt. Ist also bei einem Teile des Schiffes, dessen Mannigfaltigkeit der Form dem unkundigen Beschauer nicht so leicht in die Augen fällt, wie beim 'Achter-' und 'Vorsteven', an eine typische Darstellung nicht zu denken, um wie viel weniger bei der Takelage, durch welche nach Grasers eigenen Worten (U. p. 136) 'das äussere Aussehen des ganzen Schiffes mehr als durch irgend einen andern Teil der Ausrüstung bestimmt wird, bei der Takelage, nach der wir die verschiedenen Schiffsarten benennen'. Und es ist in der That kaum abzusehen, warum die Vasenmaler ein geringeres Verständnis für die Verschiedenheit der Schiffsteile gehabt haben sollen als die Stempelschneider, oder diese Verschiedenheit nicht dargestellt haben sollen, da ihnen noch dazu ein grösserer Raum für ihre Darstellungen zu Gebote stand als jenen. Wenn Graser ferner sagt (U. p. 130), der Umstand, dass sich nur viereckige Raasegel dargestellt finden, sei nur ein Beweis dafür, dass dieselben im Altertum bekannt und sehr gebräuchlich waren, keineswegs aber dafür, dass man im Altertum nicht auch andere Segel gekannt und sogar häufig im Gebrauch gehabt habe, so muss man eben gerade diesen letzten Worten entschiedenen Widerspruch entgegensetzen: denn dieser häufige Gebrauch hätte doch ebenso wie jener in den Monumenten zur Darstellung kommen müssen.

Nicht minder leicht macht es sich Graser mit dem wichtigen Umstande, dass die ἱστία ἀκάτεια nie auch nur mit einer Silbe als dreieckige bezeichnet werden: 'Dass nirgends diese Form besonders und ausdrücklich erwähnt wird, darf nicht auffallen; denn auch von den sicher dreieckigen suppara (das supparum ist ein kleines dreieckiges Segel an der Spitze des Hauptmastes, das 'Topleesegel', und kommt erst in später römischer Zeit vor), die so häufig genannt werden, findet sich nur an zwei Stellen[2]) ihre dreieckige Form besonders angeführt, nirgends anders ist eine Andeutung davon'. Nun, hätten wir über die Form der ἀκάτεια auch nur zwei so bestimmte Zeugnisse, so müsste Graser auch in Bezug auf die Darstellungen Recht behalten. Die Scholiasten und Lexikographen, welche sich, wie man bei einer

genauen Durchsicht der Stellen erkennt, geradezu abmühen, das Charakteristische der ἀκάτεια anzugeben, müssen nie ein Schiff — und die technisch so wichtigen lateinischen Segel müssten doch auch in ihrer Zeit noch sehr, vielleicht gar noch mehr in Gebrauch gewesen sein — gesehen haben oder die Absicht haben, uns möglichst im Unklaren zu lassen. Vielmehr waren die ἱστία ἀκάτεια, wie die weitere Untersuchung zeigen wird, nicht in der Form, sondern in etwas Anderem von den Raasegeln des Grossmastes verschieden.

Ebenso ablehnend wie den bisherigen negativen Argumenten Grasers müssen wir uns auch seinen positiven gegenüber verhalten. 'Man müsste (U. p. 140) auch ja aus der Unvollkommenheit der kleinen Schiffe auf typischen Darstellungen, falls man dieselben für bindend ansähe, auf eine ganz traurige Unvollkommenheit des antiken Seewesens schliessen, während schon die Künstlichkeit des Ruderwerks, die wir aus den sichersten Quellen kennen, gerade das Gegenteil beweist.' Denselben Vorwurf der traurigen Unvollkommenheit müsste man dann aber auch unseren Seedampfern machen, die im Vergleich zu den vollkommen getakelten Segelschiffen ebenfalls eine sehr einfache Takelage haben. Bei den Dampfern wie bei den Ruderschiffen liegt aber die hauptsächlichste vorwärtsbewegende Kraft im Rumpf des Schiffes, und wie unten gezeigt werden wird, die Ausführbarkeit einer möglichst kurzen Wendung, welche Graser der Wirkung der lateinischen Segel auch für die Seeschlacht zuschreibt, in eben dieser Kraft. Vielmehr möchte man geneigt sein, den obigen Graserschen Satz gerade umzukehren: 'Da die Alten im Ruderwerk ein so vollkommenes Mittel nicht allein zur Vorwärtsbewegung, sondern auch zum Wenden des Schiffes auf der Stelle — denn für diesen Zweck reicht das Steuer nicht aus — hatten, so blieben sie naturgemäss in der Ausbildung der Takelage zurück.'

Womit beweist denn nun aber Graser die dreieckige Form der ἱστία ακατεια? Sagen wir es kurz: mit der vorzüglichen Brauchbarkeit der lateinischen Segel zum Wenden und mit ihrem häufigen Gebrauch auf heutigen Schiffen, namentlich im Mittelländischen Meere. Und in der That, wenn man die ausführlichen Erörterungen Grasers hierüber, welche einen so bedeutenden Raum in seinen 'Untersuchungen' einnehmen, sowie auch seine Ansicht über die Entstehung dieser Segel aus Raasegeln, welche nach der Längenachse des Schiffes gestellt sind, durchgelesen hat, wird man über die technische Bedeutung dieser Segel nicht im Zweifel sein können. Das lateinische Segel dient dazu, den Wind, welcher von der Seite kommt, aufzufangen und damit die

durch das Steuer gegebene Wendung des Schiffes zu beschleunigen. Aber, fragen wir gewiss mit Recht, ist dies ein Beweis für ihr Vorhandensein, ihren häufigen Gebrauch im Altertum? Wie manche, um nicht zu sagen, neuere Erfindung, sondern nur Verbesserung vorhandener Geräte, die uns heute unentbehrlich geworden ist, ist den Griechen verborgen geblieben, und wer möchte daraus dem griechischen Genius irgend welchen Vorwurf machen? Und, wie schon oben angedeutet, die Griechen und Römer hatten im Ruderwerk ein Mittel, welches die Brauchbarkeit der lateinischen Segel für diesen Zweck nicht allein ersetzte, sondern sogar übertraf. Jeder, der selbst gerudert oder das Rudern beobachtet hat, weiss, dass auf unseren Böten, die oft gar kein besonderes 'Ruder' (= Steuerruder) haben, das Wenden durch die 'Riemen' (= Ruder) selbst bewirkt wird. Setzt man diese auf der einen Seite des Bootes ausser Thätigkeit, während man mit denen auf der anderen Seite weiter arbeitet, so folgt das Boot dem Drucke dieser arbeitenden Riemen und geht nach der anderen Seite, wo die Riemen unthätig sind. Auf dieser Grundlage beruht die ganze Steuerkunst der Alten; es ist bekannt genug, dass sie stets, auch auf den grössten Schiffen, zwei 'Ruder' hatten. Ist das Boot so breit, dass Ein Mann nicht zwei Riemen führen kann, so wird eine noch kürzere Wendung dadurch bewirkt, dass auf der einen Seite mit den Riemen vorwärts gearbeitet, auf der Seite aber, nach welcher sich das Boot wenden soll, die Riemen 'gestrichen' werden, d. h. mit diesen Riemen wird rückwärts gerudert. Auf dieser Seite wird der Rudergriff zuerst angezogen, so dass das Ruderblatt in der Luft nach vorwärts zu stehen kommt; alsdann wird es in das Wasser gelassen und dieses zurückgeschoben; umgekehrt wird auf der anderen Seite das Ruderblatt durch Abstossen des Griffes zuerst weiter hinten in das Wasser gelassen und das Wasser auf dieser Seite nach vorn geschoben. Geschieht das Rückwärtsrudern — es ist kaum nötig daran zu erinnern, dass die Ruderer nach dem Achtersteven sehen — durch Anziehen des Rudergriffes auf beiden Seiten des Bootes, so geht dieses in der Richtung der Kiellänge rückwärts; dies thun die Griechen nach Herodot VIII 84 beim Beginn der Schlacht bei Salamis: *οἱ μὲν δὴ ἄλλοι Ἕλληνες [ἐπὶ] πρύμνην ἀνεκρούοντο*; geschieht das Rückwärtsrudern aber nur auf einer der beiden Seiten, so muss sich das Boot um seine eigene vertikale Achse wenden. Dieses Princip hat auch bei unseren Kriegsschiffen neuester Konstruktion Anwendung gefunden: dieselben haben zwei Schrauben, die jede für sich nach verschiedenen Richtungen drehbar sind. Hierdurch also wird auch bei ungünstigem Winde oder bei

völliger Windstille bewirkt, was mit den lateinischen Segeln nur dann sich erreichen lässt, wenn ein genügender seitlicher Wind vorhanden ist, ganz abgesehen davon, dass der Gebrauch der Segel in der Seeschlacht die kriegerische Aktion sehr hindern würde.

Eine bildliche Darstellung dieses Vorganges könnte man in dem von Guhl und Koner Fig. 289 abgebildeten und bereits oben erwähnten Schiffe zu erkennen glauben, wo auf der linken Seite des Schiffes nach oben gehende Striche auf den ersten Blick wie gestrichene Riemen aussehen. Allein die erste Publikation bei Millingen (vases Coghill tab. 53), welche entschieden grösser und deutlicher ist als die kleine bei Guhl und Koner, zeigt ganz deutlich, dass die nach oben laufenden Striche keine Riemen sind, denn es fehlen an ihren Enden die Ruderblätter, welche bei den im Wasser liegenden auf der anderen Seite angedeutet sind. Viel eher könnten es Taue sein, welche zu der nicht vollständig dargestellten Takelage gehören. Aber auch bei dieser Annahme bietet sich die Schwierigkeit für die Erklärung, dass dann ausser den beiden dargestellten Masten noch ein grösserer dritter an einer fast unmöglichen Stelle des Schiffes zu denken sein müsste, zu welchem die Taue hinführen. Wenn die Zeichnung bei Millingen eine getreue Wiedergabe des Originals ist, so muss hier Flüchtigkeit des Vasenmalers angenommen werden, welcher trotz der beiden schon vorhandenen Maste durch die Striche die Takelage noch vervollkommnen wollte, wie denn überhaupt die Details der Schiffe auf Vasenbildern oft ungenau dargestellt sind. Es bedarf aber auch das oben beschriebene Manöver keines Beweises durch die Monumente, indem das *ἀνακρούεσθαι* des Herodot und das Steuersystem der Griechen und Römer Beweis genug sind, dass diese Art der Wendung des Schiffes wie die naturgemässeste, so auch die gebräuchlichste war.

Um nun die lateinischen Segel auch durch Zeugnisse der Schriftsteller zu belegen, führt Graser zunächst die wichtige Stelle des Xenophon (Hellen. VI 2, 27) an, wo es von Iphikrates, welcher um den Peloponnes herum nach Kerkyra segelt, heisst: *ἐπεὶ ἤρξατο τοῦ περίπλου, ἅμα μὲν ἔπλει, ἅμα δὲ πάντα ὅσα εἰς ναυμαχίαν παρεσκευάζετο· εὐθὺς μὲν γὰρ τὰ μεγάλα ἱστία αὐτοῦ κατέλιπεν, ὡς ἐπὶ ναυμαχίαν πλέων. καὶ τοῖς ἀκατείοις δέ, καὶ εἰ φορὸν πνεῦμα εἴη, ὀλίγα ἐχρῆτο·* (hier bricht Graser ab) *τῇ δὲ κώπῃ τὸν πλοῦν ποιούμενος ἄμεινόν τε τὰ σώματα ἔχειν τοὺς ἄνδρας καὶ ἄμεινον τὰς ναῦς πλεῖν ἐποίει.* Es muss zunächst bemerkt werden, dass die Lesart des Stephanus, nach welcher Graser die Stelle zitiert, *εὔφορον* von Dindorf in der Oxforder Ausgabe aus

Gründen der Textkritik in φορόν geändert ist, nachdem Stephanus selbst zugegeben hatte 'posse etiam φορόν legi.' Graser bemerkt (U. p. 150): 'Die ganze Fassung der Stelle sowie die beschriebene Situation deutet auf ein gleichmässiges leichtes Segeln beim Winde (d. h. so, dass der Wind von der Seite her steht)'. Der Zusammenhang deutet indes, sollte ich denken, auf ein Segeln vorm Winde (d. h. so, dass er von hinten steht, πνεῦμα φορόν, ist). Zu diesem Segeln benutzte Iphikrates die ἱστία ἀκάτεια, weil sie eben als Raasegel am besten hierbei zu verwenden sind. Die Grosssegel liess er, wie dies beim Ausziehen in die Seeschlacht immer geschah, zurück — ein grosser Missstand, denn Konon nahm z. B. dem Lysander diese Segel, welche derselbe in Lampsakos zurückgelassen hatte, weg: Xenophon Hellen. II 1, 29 —; da der Grossmast nicht umgelegt wurde, so waren sie schon aus diesem Grunde in der Schlacht hinderlich, noch mehr aber, wenn das πνεῦμα φορόν ist, d. h. direkt von hinten steht; in diesem Falle nehmen die Grosssegel den akatischen Segeln den Wind weg, fehlen dagegen die Grosssegel, so füllt der Wind ungehindert die ἀκάτεια. Die Hauptsache bleiben aber immer, was Xenophon ausdrücklich hervorhebt, die Riemen, um so mehr, wenn es sich um ein häufiges Wenden des Schiffes nach dem Lauf der Küste handelt, wobei der Wind nicht immer von hinten stehen kann. Weiter kommt Graser auf diese Stelle zurück p. 155 (151 nach der durch Druckfehler entstandenen Verwirrung in der Paginierung), p. 175 und 179. Hier wendet sich Graser besonders mit Unrecht gegen Böckh, welcher sagt (S. p. 131), dass man in den Seeschlachten die Segel nicht gebrauchte, und ferner gegen die Annahme desselben, dass man die kleineren, die akatischen Maste, umgelegt habe. Böckh hatte jedoch, auch wenn er nicht ausdrücklich darauf aufmerksam macht, die Stelle des Xenophon nicht aus dem Zusammenhang herausgerissen, sondern weiter gelesen; §. 29 steht, dass Iphikrates, wenn er in Feindesland, um zu frühstücken, Halt machen liess, einesteils, ὥσπερ προσῆκει, Wachen auf dem Lande aufstellte, andernteils in den Schiffen wiederum (αὖ, wenn er sie nach dem Gebrauch der ἱστία ἀκάτεια niedergelegt hatte) die akatischen Maste aufrichten liess: πολὺ οὖν ἐπὶ πλέον οὗτοι καθεώρων ἢ οἱ τοῦ ὁμαλοῦ, ἀφ' ὑψηλοτέρου καθορῶντες. Es muss demnach das Niederlegen und Wiederaufrichten wenigstens der ἱσνοὶ ἀκάτειοι, die niedriger als die μεγάλοι waren, nicht so schwierig gewesen sein, wie Graser annimmt. Denn sie waren auch nicht mit so komplizierten 'Wanten' (= Strickleitern), sondern mit ein-, höchstens zweifachen Tauen nach

den Seiten des Schiffes hin befestigt; *αἴρεσθαι* und *ἐπαίρεσθαι* ist der technische Ausdruck für das Aufrichten der Masten vor der Schlacht.[3])

Als einen weiteren direkten Beweis für die lateinischen Segel führt Graser eine Stelle der Taurischen Iphigenie an, wo der Chor zur scheidenden Priesterin sage (v. 1134): *ἱστία ὑπὲρ στόλον ἐκπετάσουσι πόδα*; hier weise Euripides, 'die Anschauungen seiner Zeit auf die mythologische übertragend', ganz unzweideutig auf lateinische Segel hin. 'Denn dass der *πούς*, die 'Schoote', womit eigentlich das Tau an der hinteren unteren Segelecke bezeichnet wird, hier aber sehr wohl auch das der vorderen unteren Ecke eines lateinischen Segels bezeichnet sein kann, über den *στόλος*, die vordere, etwa unserer heutigen Gallion entsprechende Spitze des Fahrzeuges ausgespannt wird, lässt sich von einem Raasegel (namentlich wie es die typisch abgebildeten mit weit zurückgeholten Schooten zeigen) kaum gut erklären, besonders auch, da für die Schoote eines Raasegels dort ein Befestigungspunkt an der Seite des Schiffes fehlte, während die Stelle auf das Schlagendste auf ein lateinisches Segel passt' (p. 150).

Es empfiehlt sich, die Stelle in einer kritischen Ausgabe nachzulesen, um den wahren Sachverhalt zu erfahren. Es heisst dort nach den Handschriften:

ἀέρι δ' ἱστία πρότονοι κατὰ
πρῳραν ὑπὲρ στόλον ἐκπετάσουσι πόδα 1135
ναὸς ὠκυπόμπου.

Für das *πρότονοι* des Florentinus *C* hat des Palatinus *B* *πρότονος*, statt des handschriftlichen *πόδα* schreibt Seidler *πόδες*. Es verlohnt sich wohl, die treffliche Seidlersche Ausgabe (Lipsiae 1813) nachzuschlagen. Dort heisst es im Kommentar: 'hic versus a metro laborat, a sensu totus locus. Marklandus, quo versum expleret, post *ἱστία* inseruit *καὶ*, quod prorsus obsonum est. nam *πρότονοι*, i. e. funes, non possunt explicare pedem navis, qui ipse erat funis. imo ne vela quidem recte dicuntur explicare pedem, sed potius extendunt. pedes e contrario explicant velum. sed videamus de singulis'. Folgt nach den beigebrachten Quellen eine sachkundige Erklärung einiger Schiffsteile, welche zeigt, dass Seidler selbst den Spezialschriftsteller über antikes Seewesen, Johannes Scheffer ('de militia veterum navali.' Upsalae 1654. 4°), zu korrigieren weiss. Seidler liest nun die Stelle:

ἀέρι δ' ἱστία πρὸ πρότονον κατὰ
πρῳραν ὑπὲρ στόλον ἐκπετάσουσι πόδες
ναὸς ὠκυπόμπου

und führt als Parallelstellen an: Euripides Helen. 1459 f. Homer ε 269. Apollonius Argon. II 902.

Bis auf Einen Punkt kann man von nautischen Gesichtspunkten aus dem Allem beistimmen. Der von hinten stehende Wind, welcher die πεντηκόντορος der Iphigenie schnell nach Hause bringen wird, füllt dies Segel so stark, dass die Schooten dieselben bis über die Gallion ausspannen. Aber kommen die Segel vor den πρότονος, den Stag, zu stehen? Dies kann nie geschehen, sie bleiben immer hinter demselben; deshalb ist auch Bergks παρ προτόνου nicht sachgemäss; sie können aber so fest gegen den Stag gebläht werden, dass sie sich zu beiden Seiten desselben bauschen und die Schooten weiter nach vorn zu stehen kommen. Diesen Sinn geben die Worte πρὸς προτόνους. Es kommt hinzu, dass die πρότονοι bei Homer immer im Plural stehen, weil sie (wahrscheinlich) doppelt sind, und endlich ist das Ausfallen der Präposition und die Lesart des Palatinus auf denselben Irrtum des Abschreibers zurückzuführen. Es bedarf nicht der gewaltsamen Aenderung, welche Wecklein in seiner Ausgabe vorschlägt: vor προτόνους — so muss auch er schreiben — eine Lücke von vier Silben (– ∪ ∪ –), in die ein Participium, welches das Homerische ἀναπτόμενα wiedergiebt, zu setzen sei; ἀναπτόμενα ist an unserer Stelle zu episch breit. Dass der Mast und mit ihm auch die Segel durch die πρότονοι befestigt werden, können wohl Homer (β 425) und nach ihm andere Epiker sagen, für den Dramatiker ist es zu schleppend. Dagegen entspricht ε 269: γηθόσυνος δ' οὔρῳ πέτασ' ἱστία δῖος Ὀδυσσεύς besser der Stelle der Iphigenie. Indes das allgemein angenommene πόδες hätte Graser berücksichtigen müssen und diese Stelle nicht als Argument für die lateinischen Segel anführen sollen: die Verderbnis πόδα rührt von der Erinnerung des Abschreibers an andere Tragikerstellen (Euripides Orest. 706; Sophokles Antig. 715) her, wo eben nur von der einen Schoote die Rede sein kann, mit welcher das Segel gegen den schräg von hinten kommenden Wind gestellt wird.

Aber Graser muss bei seiner Erklärung der obigen Euripidesstelle, welche in ihrer richtigen Fassung gerade für Raasegel zeugt, zu einer Deutung von πούς seine Zuflucht nehmen, die er selbst vorher verworfen hat. Denn während man glauben sollte, dass von den beiden πόδες, welche die Seeurkunden auch für die ἱστία ἀκάτεια haben, der eine die hintere, der andere die vordere Ecke des lateinischen Segels an den Schiffsrumpf befestige, lässt Graser die hintere, dem Schiff zugekehrte Ecke und ebenso auch die vordere jede durch zwei Taue am

Schiffskörper befestigt sein. Diese für lateinische Segel notwendige Art der Befestigung, welche im Ganzen vier Taue für die beiden unteren Ecken jedes Segels ergiebt, nötigt denn nun Graser, die beiden Taue am vordern Ende in den κάλῳ der Seeurkunden mit inbegriffen sein zu lassen, oder, schlägt er als zweites vor, sie wurden vom Staate nicht geliefert. Gegen einen so ausgedehnten Gebrauch der κάλῳ, unter welchen Zoeller mit Recht nur die 'Wanten' versteht, muss entschiedener Widerspruch erhoben und vor einem zu zahlreichen nicht vom Staat gelieferten Gerät gewarnt werden: ist einmal die Grenze überschritten, so ist es schwer, das richtige Mass zu finden. So ist es auch gekommen, dass Grasers Takelage eine so moderne geworden ist. Jene beiden Taue an der vorderen Ecke des Segels nennt nun Graser πρόποδες, ein Wort, welches erst in der späteren Gräcität vorkommt, und übersetzt es mit dem modernen technischen Ausdruck 'Pittspotte'; solche πρόποδες nimmt er der Konformität und möglich grossen Vollständigkeit wegen auch für die viereckigen Grosssegel an, befestigt also hier die schon durch die πόδες angebundenen beiden Segelecken noch einmal, so dass auch bei diesem Segel vier Taue vorhanden sind. Graser beruft sich bei dieser Annahme auf das Buch von S. Smith 'Voyage and shipwreck of St. Paul' (London 1848), in welchem zuerst diese Ansicht ausgesprochen ist. Diese Taue heissen in der heutigen Seesprache 'Halsen'. Ueber sie sagt Bobrik, 'Handbuch der praktischen Seefahrtskunde' II² p. 256ß: 'Die Halsen sind Taue, mit denen die Schoothörner (die unteren Ecken der Segel) an der Luvseite (der dem Winde zugekehrten Seite) nach vorn hingezogen werden, damit der halbe oder schiefe Wind besser in das Segel fallen kann'. Demnach würde πρόποδες den Vorderfüssen eines vierfüssigen Tieres entsprechen. In diesem Sinne scheint das Wort aber nicht vorzukommen, sondern es ist πρόπους entweder ὁ πρὸ τῶν ποδῶν κείμενος (Proklus; cf. Eratosthenes καταστ. p. 8,18: ὑπὸ τὸν ἀριστερὸν πόδα εἷς [ἀστήρ], ὃς καλεῖται πρόπους), oder, was das häufigere ist, es bezeichnet bei Bergen, die am Meere liegen, den vorderen, dem Meere zu gelegenen der beiden Füsse (Polybius III 17, 2; VIII 15, 4). Nach dieser Analogie würde πρόπους die vordere der beiden Schooten sein, wenn der Wind von der Seite steht, und so heisst auch auf Schiffen mit weniger vollkommener Takelage die vordere der beiden Schooten 'Hals'; ebenso sagt v. Werner, 'Buch von der deutschen Flotte' p. 91: 'Die oberen Ecken der Segel heissen 'Nocken', die unteren nennt man bei allen oberen Segeln 'Schooten', bei den Untersegeln jedoch stets nur diejenige Ecke so, welche nach hinten, und

'Hals' diejenige, welche nach vorn gezogen wird, so dass diese Benennungen wechseln, je nachdem der Wind von der einen oder anderen Seite kommt.' Es ist ferner schon von Böckh (p. 154) darauf hingewiesen worden, dass in der Stelle des Isidor (19, 4: 'propes funis est, quo pes, id est imum veli, tenditur') mit 'pes' nicht eigentlich das Tau, sondern die Ecke des Segels, für welche die Römer nicht wie die Griechen und wir ein besonderes Wort (γωνία = 'Schoothorn') haben, bezeichnet ist, wie auch v. Werner a. a. O. nicht bloss das Tau, sondern dieses samt der Segelecke 'Schoote' nennt. Deshalb ist Grasers frühere Ansicht ('de veterum re navali' p. 78 Anm. 1) vorzuziehen, dass die πρόποδες die vorderen Schooten sind. Jedenfalls aber ist das Wort ein ganz spätes (es kommt wohl nur beim Scholiasten zu Apollonius Argon. I 564 vor) und deshalb, selbst wenn es die 'Halsen' wären, wie Graser sie mit Smith annimmt, von der Triere 'aus der Zeit des Demosthenes' fern zu halten.

Das lateinische Segel erfordert eine Raa (hier 'Rute' genannt) von einer Länge, für welche ein Baum von der erforderlichen Dünnheit nicht ausreicht; sie wird deshalb aus zwei Stücken zusammengesetzt, welche in der Mitte aufeinander gebunden ('gelascht') werden. Hierauf könnte, bemerkt Böckh (p. 131), hinweisen, dass die Raa bei Pollux σύμβολα oder ἄμβολα heisst; 'indessen kann der Name auch daher kommen, dass der mittlere Teil rechts und links zunächst vom Mast war und daran befestigt wurde'. Die weiteren Erörterungen Böckhs zeigen evident, dass bei den athenischen Schiffen, selbst wenn die Raa aus zwei Stücken bestehen sollte, dies nicht auf die Ruten der lateinischen Segel schliessen lässt. Auf grosse Raaen aus Einem Stücke weist die von Böckh angeführte Stelle des Plinius (nat. hist. XIX 4) hin: 'audax vita, scelerum plena, aliquid seri ut ventos procellasque capiat, et parum esse fluctibus solis vehi, iam vero nec vela satis esse maiora navigiis, sed, quom vix amplitudini velorum antemnarum singulae arbores sufficiant, super eas tamen addi alia vela praeterque in proris et alia in puppibus pandi . . .' Die Stelle ist von Graser richtig interpretiert, aber dafür, dass die Raaen aus einem einzigen Stücke nur auf Kauffahrern, nicht auf Kriegsschiffen üblich gewesen seien, giebt er keinen genügenden Grund an: im Gegenteil, da Plinius Chef der Misenischen Flottenstation in Kampanien war (Sueton ed. Reifferscheid p. 92 f.), so ist gerade das nächstliegende, dass er von den Kriegsschiffen seiner und früherer Zeiten spricht. Das Mass der akatischen Raa finden wir in den Seeurkunden nicht an-

gegeben; nur an einer lückenhaften Stelle war es angegeben, nicht jedoch als das regelmässige, sondern wohl weil sie ἀδόκιμος, nicht probehaltig war. Böckhs Ergänzung πήχεω]ν δέκα verwirft Graser, er sucht eine grössere Zahl zu gewinnen und kommt vermittelst einer Konjektur, die er selbst für gewagt erklären muss, (er ändert *N* vor δέκα in *AI* und verlängert die Zeile) zu ἐννεακ]αίδεκα. Aber auch diese Zahl giebt nicht annähernd die Länge selbst der oberen kleineren Rute; dieselbe wäre in diesem Zustande auch nicht mehr ἀδόκιμος zu nennen gewesen, man hätte den kurzen Rest als völlig unbrauchbar gar nicht inventarisiert. Es lässt sich aus dieser Stelle aber schon deshalb gar nichts Sicheres schliessen, da sie so sehr defekt überliefert ist[4]).

II.

Das Fahrzeug und das Trinkgefäss ἄκατος.

Keins von den Argumenten, welche Graser für die Begründung seiner Auffassung der ἱστία ἀκάτεια als lateinischer Segel anführt, ist nach den vorhergehenden Erörterungen zwingend, vielmehr lassen sie uns diese Segel gerade als viereckige Raasegel erscheinen. Und doch müssen sie von den ἱστία μεγάλα verschieden gewesen sein. Um diese Verschiedenheit zu erkennen, muss man das Wort sprachlich erklären. Dass es von ἄκατος abgeleitet ist, mithin Segel bezeichnet, wie sie die ἄκατοι hatten, dies hat Böckh zuerst bestimmt ausgesprochen; er nennt diese Fahrzeuge 'Boote' oder 'Segelboote'; aber ohne eine genauere Bestimmung der Eigentümlichkeit dieser Boote in der Takelage und der Bauart ihres Rumpfes, welche sie von anderen Bootsarten unterscheidet, hat auch er die Verschiedenheit der 'Bootssegel' von den 'Grosssegeln' nicht geben können. Graser fasst ἄκατος genauer als Küstenfahrzeug und giebt ihm als solchem 'auf Grund der praktischen Notwendigkeit' lateinische Segel. 'Alle Küstenfahrzeuge', argumentiert er auf dieser Grundlage (U. p. 144), 'haben von jeher — mit Ausnahme der ganz unentwickelten Aegypter und Normannen — Schratsegel, die der Längenachse des Schiffes nach stehen, gehabt; diese sind für ein häufiges Segeln beim Winde, welches der stets wechselnde Kurs zwischen den Inseln und Küsten erfordert, sehr bequem'. Diese Auffassung der ἄκατοι als Küstenfahrzeuge ist jedoch nur eine Hypothese, die zwar auf den ersten Blick einen gewissen Grad von Wahrscheinlichkeit für sich hat, aber jedes zwingenden Beweises auf

Grund der Quellen entbehrt. Diesen Weg der strengen Quellenforschung muss man einschlagen, wie es Zoeller in der Dissertation (p. 25) und der Verfasser des Artikels ἄκατος im Thesaurus des Stephanus gethan haben: es kann nur eine möglich vollständige Statistik des Wortes ἄκατος und seines Deminutivums ἀκάτιον mit genauer Berücksichtigung der näheren Umstände, unter welchen das Wort im Griechischen und, was jene beiden nicht beachtet haben, auch im Lateinischen vorkommt, zu einem sicheren Resultat führen; es muss endlich das Wort sprachlich erklärt, eine auch sachlich begründete Etymologie des Wortes gegeben werden. Jene beiden nun haben ein reiches Quellenmaterial zusammengetragen, sind aber auf den falschen Gedanken gekommen, das Wesen dieses Fahrzeugs nach seiner Grösse bestimmen zu wollen. Verwirrend ist hierbei für beide geworden die Stelle des Etymologicum magnum: ἄκατος· τὸ μικρὸν πλοιάριον, das Scholion zu Euripides Hecab. 443: ἄκατοι· τὰ μικρὰ πλοῖα, und besonders, scheint es, das Scholion zu Pindar Nem. 5, 5 (2): πλοῖον βραχύτατον. Hiermit wollte es sich gar nicht vereinigen lassen, dass z. B. Herodot (VII 186) in der Flotte des Xerxes auch σιταγωγοὶ ἄκατοι, die man sich doch eben nicht gerade als kleine Fahrzeuge denken kann, erwähnt, und dass die ἄκατος des Lucian (ἀληθ. ἱστορ. 1, 5) ausser dem Erzähler und dem Steuermann — von der anderen Bemannung wird ganz geschwiegen — noch fünfzig gleichgesinnte Altersgenossen desselben aufnimmt; auch diese ἄκατος ist also gewiss nicht ein μικρὸν πλοιάριον zu nennen. So muss denn doch wohl das Charakteristische der ἄκατοι nicht in ihren Grössenverhältnissen gelegen haben; denn wenn sie ausser der Eigentümlichkeit, die ihnen ihren Namen gegeben hat, auch noch die der geringen Grösse haben, werden sie mit der Deminutivform ἀκάτια genannt: so die kleinste Art, die naxischen σίλφαι (attisch τίφαι[5]); ferner das etwas grössere Boot, welches die Megarenser auf einem Lastwagen durch die Thore ihrer Stadt schaffen (Thukydides IV 67). Auf ein Fahrzeug dieser Länge, eine kleine ἄκατος, die deswegen ἀκάτιον heisst, passt das μικρὸν πλοῖον eher (συναγ. λέξ. χρησ. bei Bekker, anecdota p. 364, 1: ἀκάτια· τὰ μικρὰ πλοῖα). Wir müssen also, wenn wir das Vorkommen des Wortes in der Gräcität und Latinität registrieren, nach anderen Gesichtspunkten suchen, die uns einen festen Anhalt zur Bestimmung der Eigentümlichkeit des Bootes geben.

Das Wort ἄκατος beginnt seine Existenz bei Pindar und Theognis, Homer kennt es in keiner seiner beiden Formen. Es folgen von älte-

ren Dichtern Aeschylus und Euripides. Aeschylus muss indessen wohl aus der Reihe derselben gestrichen werden; denn die einzige Stelle, wo bei ihm das Wort vorkommt, Agamemnon 985, zeigt die Femininform ἀκάτα, welche sonst nur noch in einem Epigramm (Huschk. an. critic. p. 228) vorkommt. Diese Seltenheit dem häufigen Vorkommen der Form mit der Maskulinendung ος gegenüber berechtigte den Herausgeber des Epigramms, ἀκάταν in ἄκατον zu verändern, was mit Recht von Jacobs (anthol. Palat. X Nr. 9) gebilligt worden ist[6]). Bei Aeschylus kommt noch der erschwerende Umstand hinzu, dass die Worte ψαμμίας ἀκάτας nur schwer einen leidlichen Sinn geben: hier hilft nicht wie dort eine Verwandlung von ἀκάτας in ἀκάτους oder von den überlieferten ἀκάτα in ἄκατον — die Stelle bedarf der Emendation, welche das Wort entfernt[7]). In dem Epigramm des Theognis (v. 457 Bergk) finden sich keine Indizien, die auf eine besondere Eigentümlichkeit zu schliessen erlaubten; ἄκατος ist dem Dichter nur der Inbegriff des Unstäten, Ruhelosen. Eben so gut hätte er auch von ναῦς, σκάφος und ähnlichen Schiffsarten sagen können, dass sie dem Steuer gehorchen u. s. w.[8]). Auf diese Stelle passt demnach, was das Scholion zu Euripides Hecab. 443 sagt: ἐνταῦθα τὰς ναῦς ἁπλῶς λέγει (und Hesychius: ἀκάτιον ἢ ναῦς ἧγουν πλοῖον) noch eher, als gerade auf Euripides. Denn sowohl am angeführten Orte als auch Orest. 341 sowie bei Pindar Nem. 5, 5 (2) und Pyth. 11, 61 (40) kennzeichnet der Zusammenhang die ἄκατος als Segelschiff. Ausserdem giebt Euripides ihr an beiden Stellen das Epitheton θοή, welches dem bei Homer besonders am Versschluss häufig vorkommenden νηυσὶ θοῇσι gegenüber nicht absichtslos gesetzt zu sein scheint. Denn gerade als Schnellsegler wurden sie zu besonderen Diensten verwendet. Es waren 'Avisos' (Thukydides I 29: κήρυκα προέπεμψαν αὐτοῖς ἐν ἀκατίῳ), 'dienstthuende Regierungskutter', wie Graser sehr treffend die in den Seeurkunden vorkommenden und von Böckh (p. 75) mit den πλοῖα ὑπηρετικά identifizierten ἄκατοι δημόσιαι übersetzt. Als 'Kutter' waren sie, wenigstens in späterer Zeit, durch ein Tau hinten an das grössere Schiff angebunden, um von diesem mit fortgezogen zu werden: τὸ καλῴδιον, ἐξ οὗ [ἡ ἄκατος] τῆς νεὼς ἠρτητο, διέκοψαν bei Heliodor V c. 27. War das Schiff so in Gefahr, dass man es aufgeben musste, so zog man die ἄκατος neben dasselbe, um sich auf ihr zu retten: φυλάττου καὶ πρὶν ἐκεῖνον προκεῖσθαί σοι, πρότερος σὺ ... τὴν ἄκατον παραβάλλου, Aristophanes Ritter 761, wo der Scholiast das παραβάλλεσθαι ungenau erklärt: ἑτοίμην ποίει ὡς, εἴ τις κίνδυνος ἐκ τοῦ ἀνέμου, αὐτὴν ἐμβησόμενος. Wenn grosse

Lastschiffe in solchen Nöten an der Küste vor Anker gingen, wurden diese Rettungsboote, um nicht vom Sturm und dem Wogendrang an das Schiff geworfen und zerschellt zu werden, auf dieselben gehoben und an Tauen, welche um den Mast befestigt waren, aufgehängt: Suidas: *κυματωγή· νῆες φορτίδες μεγάλαι πρὸς τῇ κυματωγῇ τῆς θαλάσσης καὶ ταῖς ἐμβολαῖς τοῦ Φάσιδος ἐφορμοῦσαι μετεώρους εἶχον τὰς ἀκάτους καὶ ἀμφ' αὐτὰ ἤδη που τὰ καρχήσια τῶν ἱστῶν ἀνιμηθείσας.* — Als die Syrakusaner ihren Hafen gegen die Athener schützen wollten, blockierten sie ihn mit allen ihnen zu Gebote stehenden Fahrzeugen, welche sie quer vor die Einfahrt vor Anker legten, mit Trieren, anderen Fahrzeugen (Lastschiffen etc.) und sogar mit 'Kuttern', die doch als kleinere Schiffe sonst zu solchen Zwecken nicht verwendet wurden (vgl. auch Polybius I 73,2). Ein ähnliches Boot ist endlich auch der Kahn des Charon, er wird aber nicht bloss *ἄκατος* (z. B. von Hermesianax bei Athenaeus XIII 597A), sondern auch *σκάφος* (Euripides Alcest. 252) genannt, und der Versuch Zoellers, aus einer Vergleichung der bezüglichen Monumente in Müllers Denkmälern der alten Kunst einen Schluss auf die Bauart der *ἄκατοι* zu ziehen, hat zu keinem positiven Resultat geführt: die Verschiedenheit all dieser Charonskähne ist so gross, dass die an sich schöne Beobachtung dieses Gebrauches des Wortes, die im Thesaurus des Stephanus gemacht ist, für unsere Frage wertlos ist.

Ein anderer Umstand verdient es mehr beachtet zu werden: die Verwendung der *ἄκατοι* als Kutter charakterisiert sie nicht als ausschliessliche Segelboote. Denn bei völliger Windstille konnte man sie nur mit Riemen vorwärtsbewegen, und dass sie auch mit diesen versehen waren, bezeugt Thukydides: das schon erwähnte *ἀκάτιον* der Megarenser war ein *ἀμφηρικόν*, was der Scholiast erklärt: *ἑκατέρωθεν ἐρεσσόμενον, ἐν ᾧ ἕκαστος τῶν ἐλαννόντων δικωπίᾳ ἐρέσσει.* Auf einen zweiten wichtigen Umstand werden wir durch die unmittelbar folgenden Worte des Thukydides: *ὡς λῃσταί* aufmerksam gemacht: es war ein Seeräuberboot, und zwar waren diese Boote nicht bloss bei den Seeräubern sehr in Gebrauch, die Karer waren sogar die Erfinder derselben. Kritias feiert in Distichen (Frgm. 1, 11 bei Bergk, poet. lyr. II p. 602) diejenigen Städte und Völker, welche durch wichtige Erfindungen sich dauernden Ruhm erworben haben; er sagt:

Θήβη δ' ἁρματόεντα δίφρον συνεπήξατο πρώτη·
φορτηγοὺς δ' ἀκάτους Κᾶρες, ἁλὸς ταμίαι.

Die Karer Erfinder dieser besonderen Schiffsart! Nach den Ausführungen des Thukydides am Anfange des ersten Buches war doch der

Seeraub so wenig ein schimpfliches Gewerbe und zwischen den Schiffen der Seeräuber und friedlicher Seefahrer so gar kein Unterschied zu bemerken, dass bei den älteren Dichtern die Küstenbewohner die mit Schiffen angelangten Fremdlinge stets erst fragten, ob sie Seeräuber seien. In die Zeit dieser älteren Dichter, namentlich des Homer (γ 73 und 252; hymnus in Apoll. 452) kann demnach diese Erfindung, welche Kritias für wichtig genug hält, um sie neben anderen besonders zu erwähnen, nicht fallen, und so erklärt sich der scheinbare Zufall, dass ἄκατος bei Homer nicht vorkommt. Die Erfindung dieser im Verhältniss zu den gebräuchlichen Schiffen immerhin kleineren, aber besonders schnell segelnden Boote gehört einer späteren Zeit an, in welcher sich die Karer aus guten Gründen der schwerfälligeren Schiffe, wie sie in den homerischen Zeiten allein bekannt waren, nicht mehr bedienten. Denn Minos hat, wie Thukydides ausdrücklich bemerkt, die Seeräuber nicht völlig unterdrückt, sondern nur soweit es ihm möglich war (I 4 am Ende: ἐφ' ὅσον ἠδύνατο); es hörte jetzt nur die allgemeine grosse Unsicherheit auf, die vor Minos geherrscht hatte. Dieser ersten Periode, der Blütezeit der Seeräuberei, folgte eine zweite, in welcher sie, um den Verfolgungen der kretischen Seepolizei zu entgehen, kleinerer, besonders schnell beweglicher Boote bedurften, welche nicht so viel Bedienungsmannschaft erforderten; auf diesen fielen sie die Kaufleute an und schleppten die geraubte Beute eiligst weg — φορτηγοί nennt Kritias die neuerfundenen ἄκατοι. Hierbei handelt es sich nicht um ein häufiges Segeln beim Winde die Küste entlang, das durften die nachhomerischen Seeräuber nicht mehr wagen, sondern um ein Hervorschiessen aus den Schlupfwinkeln und ein schnelles Zurückfliehen in dieselben. Auf einem dieser beiden Wege, wenn der Wind dazu günstig war, gebrauchten sie hauptsächlich die Segel — Raasegel, da es ein Segeln vor dem Winde ist —, und um die Schnelligkeit noch zu vergrössern, auch die Riemen; stand der Wind entgegen, so konnten nur die Riemen nützen, ohne dieselben war das Fahrzeug dann ganz unbrauchbar. Aehnlich gebaute Schiffe waren gewiss auch die μυοπάρωνες, deren sich die Flibustier zu Pompejus' Zeit bedienten, 'Mauskähne', wie Mommsen gut übersetzt, einen Namen, den sie ihrer grossen Schnelligkeit verdankten [9]). Mommsens Schilderung (Röm. Gesch. III S. 41) des Unwesens der Seeräuber dieser Zeit giebt eine treffende Parallele; auch hier handelt es sich nicht um Küstenfahrzeuge im Sinne Grasers, sondern um ἄκατοι, die vielleicht in ihrer eigentümlichen Bauart noch vollkommener waren als die alten karischen.

Auf unsere Frage nun, worin denn diese Eigentümlichkeit bestand, durch welche die grössere Schnelligkeit auch beim alleinigen Gebrauch der Ruder erzielt wurde, können uns die griechischen Lexikographen und Scholiasten mit dem immer wiederkehrenden πλοῖον μικρόν keine Antwort geben. Den gewünschten Aufschluss giebt uns vielmehr ein Römer, der in andern Dingen zwar wenig Glauben verdienen mag, aber hier wichtig ist. C. Licinius Mucianus, der zur Zeit des Vespasianus lebte und als Staatsmann eine wichtige Rolle spielte, hat dem Plinius für gewisse Teile seiner Naturgeschichte als Quelle gedient[10]). In dem betreffenden Werke hatte Mucianus Merkwürdigkeiten, die er auf seinen Reisen im Orient gesehen haben wollte — er hat dies immer besonders hervorgehoben - , beschrieben; so auch eine Muschel, die einer 'acatus' sehr ähnlich war. Plinius referiert nat. hist. IX 94: 'navigeram similitudinem et aliam in Propontide visum sibi prodidit Mucianus: concham[11]) esse acati modo carinatam, inflexa puppe, prora rostrata. in hanc condi nauplium, animal saepiae simile, ludendi societate sola. duobus hoc fieri generibus. tranquillo enim vectorem dimissis palmulis ferire ut remis, si vero flatus invitent, easdem in usu gubernaculi porrigi pandique concharum sinus aurae. huius voluptatem esse ut ferat, illius ut regat'. Ich citiere die Stelle vollständiger als Graser — dieser schliesst mit rostrata —, denn der Vergleich ist bis ins kleinste Detail so trefflich durchgeführt, dass man ein karisches Seeräuberboot en miniature vor sich zu haben glaubt, wie es oben geschildert ist. Aber auch aus den ersten Worten des Vergleiches: 'acati modo carinata', mit denen Graser noch dazu das λεπτά, welches bei Strabo IX c. 2 (tom. II p. 405 ed. Tauchn.) und sonst (Plutarch Lucull. 9) von den ἀκάτια λῃστικά gesagt wird, vergleicht, hat er nicht das Entscheidende gefunden, welches eben deswegen am Anfang des Vergleichs dicht bei 'acati' steht: das Fahrzeug hatte einen besonders konstruierten Kiel, der es von anderen Schiffen unterschied und es zum besonders schnellen Fahren befähigte; dass es 'rostrata prora' war, ist von geringerer Bedeutung, das rostrum ist nicht ein so wesentlicher Teil des Schiffes. Ueber die so wichtige Frage nach der Bedeutung des Kieles, die jedem Seemann in dem Masse bekannt sein muss, wie sie uns Laien unbekannt zu sein pflegt, entnehme ich folgende Fundamentalsätze einem technischen Werke, welches auf unseren grossen Schiffswerften viel im Gebrauch ist, dem 'Handbuch für Schiffbau' von W. F. White, aus dem Englischen übersetzt von Otto Schlick und A. van Hüllen. Leipzig 1879. Was dort von Dampfschiffen gesagt ist, kann im Allgemeinen auch auf die grossen Ruder-

schiffe des Altertums, die Trieren der Griechen, angewendet werden: bei beiden liegt die hauptsächlichste vorwärtsbewegende Kraft nicht in den Segeln, sondern im Rumpfe des Schiffes; ich setze deshalb statt des dort gebrauchten 'Dampfschiff' 'Ruderschiff'.

Jedes Schiff, welches Segel führt, erfährt, wenn der Wind nicht direkt von hinten (wie Euripides Iphig. Taur. 1134), sondern seitwärts von hinten steht (wie Orest. 706; Sophokles Antig. 715), einen seitlichen Druck, der es aus der Richtung seiner Längenachse drängt. Stellt man diese beiden Richtungen durch Linien dar, so durchkreuzen sich dieselben. Um nun diesen Druck der seitlichen Windpression möglichst viel aufzuheben, bedarf es einer Verstärkung der längsschiffs gehenden Kraft. Diese giebt nicht das Steuerruder: dieses hat überhaupt nur den Zweck, das Schiff zu drehen, und kann hierbei durch die im ersten Abschnitt (p. 44) angegebenen Mittel aufs Wirksamste unterstützt werden. Der zur Verminderung der schrägen Windpression erforderliche Widerstand auf der 'Leeseite', d. h. der der Windrichtung entgegenliegenden Seite wird vielmehr bei Ruderschiffen durch die Ruderkraft bewirkt. Entbehrt das Schiff dieser Kraft, so muss der seitliche Widerstand durch andre Mittel erzeugt werden, und dies geschieht durch die senkrechte Seitenfläche eines möglichst tief nach unten verlängerten Kieles. Ein Kriegsschiff, dessen vorzüglichste Eigenschaft eine grosse Manövrierfähigkeit bis zur kürzesten Wendung in der Seeschlacht ist, muss den seitlichen Widerstand, welcher durch den Kiel hervorgebracht wird, soviel als möglich entbehren. Deshalb haben auch unsere modernen Kriegsschiffe zum Teil überhaupt keinen hervorstehenden Kiel. Dadurch hat der Querdurchschnitt derselben die Form eines grossen lateinischen U, der des Segelschiffes annähernd die eines griechischen ψ.[12]) Muss das Schiff aus anderen Gründen, etwa weil es flache Stellen zu passieren hat, flach gebaut sein wie unsere Oderkähne, so wird heutzutage der seitliche Widerstand durch senkrechte, an der Leeseite des Schiffes angebrachte bewegliche Bretter, welche je nach Bedürfnis hinuntergelassen werden können, so dass sie unter den Boden des Schiffes hinausragen, bewirkt. Diese 'Kielschwerter' sind am wirksamsten, wenn für dieselben innerhalb des Schiffes in der Längenachse Behälter angebracht sind, von denen aus sie gesenkt und gehoben werden können.

Es ist nicht zu verkennen, dass in den Worten des Mucianus 'acati modo carinata' der Gedanke enthalten ist, dass bei diesen Schiffen, die in erster Linie Segelschiffe waren, durch Vergrösserung der senk-

rechten Seitenfläche des Kieles die Möglichkeit gegeben war, den erforderlichen seitlichen Widerstand gegen die schräge Windpression zu schaffen. Dies notwendige Erfordernis musste sich den in besonderem Masse seekundigen Karern — ἀλὸς ταμίαι nennt sie Kritias — für ihre Bedürfnisse aufdrängen; in nicht geringerem Grade aber auch ein zweites dringendes Erfordernis für Segelschiffe, die Steifigkeit, d. h. die Fähigkeit die Segel zu halten, so dass das Schiff nicht umschlägt. Diese wird durch die starke Krümmung des Schiffsbauches bewirkt. Deshalb ist auch im Vorhergehenden der Querschnitt eines Segelschiffes nicht mit einem griechischen Υ, sondern mit einem Ψ verglichen, wobei kaum bemerkt zu werden braucht, dass die Verlängerung des den Kiel darstellenden unteren Striches beim Ψ nach oben hin wegzudenken ist.

Durch die Krümmung der Seitenwände bekommt das Segelschiff in seinem oberen Rande Verhältnisse der Länge zur Breite, welche von denen der Ruderschiffe völlig verschieden sind: letztere sind μακραὶ νῆες, lange und schmale Schiffe, erstere βραχεῖαι, kurze und breite. So werden in dem erwähnten Handbuch die Dampfschiffe und die Segelschiffe oft genannt genau entsprechend den griechischen Ausdrücken. In diesem Sinn hat auch der Scholiast zu Pindar mit den Worten πλοῖον βραχύτατον Recht, und deshalb werden auch die Trinkgefässe, welche von ihrer Aehnlichkeit mit den ἄκατοι denselben Namen haben, στρόγγυλαι genannt. Die Schärfe des Kieles, d. h. seine geringe Breite auf der unteren Kante, erfüllt den Zweck, den von vorn kommenden Widerstand des Wassers, der das Schiff in seiner vorwärtsschreitenden Bewegung hindert, zu beseitigen. Dieses Durchschneiden des Wassers befördert endlich der scharfe Bug, die Fortsetzung des Kieles am vorderen Rande des Rumpfes.

So dürftig nun auch die Nachrichten über die Einzelheiten der karischen Erfindung sind, so lässt sich doch soviel im Allgemeinen erkennen, dass diese Neuerung von weitgehendstem Einfluss für die Folgezeit gewesen sein muss: sie bezeichnet den Anfang einer neuen Periode der griechischen Schiffsbaukunst, und erst weitere eingehendere Untersuchungen über die Rumpfkonstruktion der späteren antiken Schiffsarten werden vielleicht die Bedeutung der ἄκατοι in noch helleres Licht setzen.

Der scharfe Kiel und Bug, die hervorragenden Eigenschaften der ἄκατος, durch die sie sich von den früheren Schiffen unterscheidet, hat ihr denn auch ihren Namen gegeben: das Wort ist von der indoger-

manischen Wurzel 'ak' = 'spitz', 'scharf' abgeleitet. Aus derselben bildete sich der indogermanische Stamm 'akan (aken)', der im Griechischen in einer Reihe von Wörtern vorliegt:

ἄκαινα für *ἄκανϳα, der Dorn; ἔστι δὲ καὶ ῥάβδος, [ἐν] ᾗ κεντοῦσι τοὺς βοας, τῶν Πελασγῶν τοῦτο εὑρόντων (Bekker, anecd. p. 357, 25);

ἄκανθα, der Dorn; = ῥάχις (ebend. p. 365, 22);

ἄκανοι· οὕτως αἱ ἄκανθαι λέγονται (ebend. p. 370, 32);

ἄκαστος· ἡ σφένδαμνος, Hesychius; = latein. 'acer', der 'Ahorn' (vgl. Hehn, Kulturpflanzen u. s. w. p. 521).

ἀκατός steht für *ἀκαντός, wie ἑκατόν für *ἑκαντόν, τατός für *ταντός, und ist ein Participium von dem zu erschliessenden Verbum *ἀκαίνω, wie θαυματός von dem vorhandenen θαυμαίνω; ἄκαστος (*ἀκάζω) verhält sich zu ἄκατος (*ἀκαίνω), wie θαυμαστός (θαυμάζω) zu θαυματός (θαυμαίνω). Zum Substantiv erhoben, verändern die Participien oft ihren Accent, und das ursprüngliche Masculinum ἄκατος wurde mit Beibehaltung der Endung ein Femininum in Anlehnung an den Gattungsbegriff ναῦς, wie ἡ Κόρινθος wegen ἡ πόλις, ἡ Δῆλος wegen ἡ νῆσος, welches wiederum Femininum ist wegen ἡ γῆ[13]).

Ist es nun Zufall zu nennen, dass die Mast-spitze ἡ ἠλ–ακάτη heisst? Die ursprüngliche Bedeutung 'Spindel' hat zu den mannigfachsten Etymologien Veranlassung gegeben. Am meisten Zustimmung hat, wie es scheint, diejenige von Walter gefunden (vgl. G. Curtius, Grundzüge der griech. Etymologie. 4. Aufl. S 343): dieser erschliesst eine Wurzel 'ark', welche z. B. in ἄρκυς, 'das Netz', vorliegt; für ϱ sei λ eingetreten und ein α eingeschoben, so dass ἡ ἠλ-α-κ-άτη = ἡ ἀϱ-ά-χ-νη, die 'Spinne' sei. Ganz abgesehen davon, dass die Annahme der beiden letzten Lautwechsel nicht gerade allgemeinen Beifall finden dürfte, sind es für mich zunächst rein sachliche Gründe, welche mir diese Etymologie unhaltbar erscheinen lassen. Haben denn die Spindel und die Spinnerin dieselbe Thätigkeit? Doch vermutlich nicht; denn während jene erst durch Drehung die Fäden hervorbringt, fertigt diese aus den Fäden das Gewebe. Die charakteristischen Eigenschaften der Spindel sind vielmehr ihre Spitze und ihre Drehbarkeit; dies hebt besonders die Abhandlung von v. Cohausen, 'Ueber das Spinnen und Weben bei den Alten' (Annal. des Vereins für nass. Altertumskunde 1879, S. 23 fgd.), hervor. Die erste Eigenschaft liegt in ἀκάτη, die zweite in ἠλ. In ηλ liegt der Stamm des Verbum ἀλέω, 'ich mahle', vor: ἀλε-τρίβανος der 'Dreh-reiber', die Mörserkeule, ἠλ-ακάτη die 'Dreh-spitze', Spindel; darauf deutet das ἠ-ε-κάτη des Hesychius besser als auf einen eingeschobenen

Vokal. Das α am Anfange des Wortes ist aus metrischen Gründen in η verlängert; drei aufeinanderfolgende Kürzen sind für den Hexameter nicht verwendbar (so ἠλιτό-εργος neben ἀλιτό-ξενος). Das Drehen ist in dem andern Worte für 'Spindel', ἄτρακτος, besonders ausgedrückt; auch dieses Wort heisst später 'Mastspitze'. Wenn dieser Etymologie das homerische τὰ ἠλάκατα, die 'Fäden', entgegenzustehen scheint, welches aus ἡ ἠλακάτη nicht abgeleitet sein könne, so ist dem entgegenzuhalten, dass hier eine Ableitung in formalem Sinne nicht vorliegt. Es ist eine im Griechischen häufige Erscheinung, dass die Produkte nach dem Produzierenden im Neutrum genannt werden, z. B. τὸ ἔλαιον nach ἡ ἐλαία; ebenso fast durchgängig die Früchte nach den Bäumen: τὸ κάρυον — ἡ καρύα; τὸ μύρτον — ἡ μύρτος; τὸ ἄπιον — ἡ ἄπιος; τό βάτον — ἡ βάτος u. a. m.; in der Bildung nur wenig verschieden: τὸ μῆλον — ἡ μηλεά. — Dass die besondere Benennung der Mastspitze nicht darauf schliessen lässt, dass diese wie unsere 'Grossstenge' ein besonderes Stück war, giebt auch Graser (U. p. 236) zu, deshalb hätte er ihr aber auch nicht besondere Seitentaue (κάλῳ τῆς ἠλακάτης = 'Grossstengenwanten') geben sollen.

Es bezeichnet also sowohl ἄκατος als auch sein Deminutivum ἀκάτιον eine ganze Klasse von Fahrzeugen, denen, wenn sie auch wegen ihres besonders ausgedehnten Gebrauches als 'Kutter' nicht für grosse Schiffe galten, nicht eine bestimmte Grösse, sondern die Schärfe des Kieles und Buges gemeinsam ist. Hierdurch unterscheiden sie sich von anderen Schiffen, namentlich auch von der Triere, für welche die Bezeichnung ἄκατος in ihrem besonderen Sinne nicht passen würde. Dass sie alle, wie die acatus des Mucianus, einen spitzen Schnabel und ein breites, umgebogenes Hinterteil hatten, ist nicht mit Notwendigkeit festzuhalten, wenn auch andere Umstände darauf hinweisen. Es war nämlich (nach Athenaeus XI 782 F: ἄκατος· ποτήριον ἐοικὸς πλοίῳ; Hesychius, der συναγωγὴ λέξεων χρησίμων u. a.) ἄκατος auch der Name eines Trinkgefässes, wie häufig hinzugefügt wird, διὰ τὸ ἐοικέναι στρογγύλῳ πλοίῳ. Aber dies steht nicht vereinzelt da, auch andere Namen von Trinkgefässen sind mit Schiffsbenennungen identisch, und Letronne, 'Observations sur les vases grecs' (im 'Journal des savans'. Paris 1833) S. 35, weist den Gedanken von der Hand, aus dieser Gleichheit der Benennungen und den Erklärungen der Grammatiker auf eine Aehnlichkeit oder gar eine genaue Uebereinstimmung in der Form beider Körper zu schliessen; dies sei schon deshalb unmöglich, weil alle Schiffe mehr oder weniger länglich, die Vasen aber rund seien. Er

sucht deshalb die Uebereinstimmung der Benennungen anders zu erklären; er führt sie auf die Vorliebe der Komiker zurück, grosse Vasen mit Schiffsbezeichnungen zu benennen, namentlich mit solchen, welche Lastschiffe bedeuten; ähnlich nenne Magnus Troil in Walter Scotts 'Pirat' seine grosse Punschbowle sein 'gutes Schiff'. In Betreff der ἄκατος wendet sich ferner Letronne noch besonders gegen Panofka. Dieser hatte in seinen 'Recherches sur les véritables noms des vases grecs et sur leurs différens usages' (Paris 1829) unter No. 30 nach Athenaeus XI 501 F ἄκατος für eine μεσόμφαλος φιάλη erklärt. Dort (= Meineke, fragm. com. gr. II p. 793; Bergk, poet. lyr. 3. Ausg. III p. 1277,6) heisst es: Θεόπομπος δ' ἐν Ἀλθαίᾳ ἔφη· Λαβοῦσα πλήρη χρυσέαν μεσόμφαλον φιάλην· Τελέστης δ' ἄκατον ὠνόμαζέ νιν. ὡς τοῦ Τελέστου ἄκατον τὴν φιάλην εἰρηκότος.

Es muss zunächst darauf hingewiesen werden, dass ἄκατος eine Emendation Porsons für das handschriftlich überlieferte ἄκρατον ist[14]). Angenommen, diese Lesart Porsons ist die richtige, so wird man folgenden Worten Letronnes beistimmen: 'La conclusion à tirer de ce passage, c'est au contraire que le nom d'acatos donné à cette phiale n'était qu'un caprice du poëte dithyrambique Téleste, autrement le passage de Théopompe n'aurait pas de sens'. Wenn er aber weiter annimmt, der Witz des Telestes bestehe darin, dass er die Schale wegen ihrer Grösse so genannt habe, so ist dieser Schluss nicht zwingend. Denn in diesem Falle würde wohl wie von Antiphanes (Meineke, fragm. com. gr. III p. 5) μεγάλην hinzugesetzt worden sein. Diese letzte Stelle zeigt deutlich, dass die Grösse nicht eine unbedingte Eigenschaft der ἄκατος ist. Ein Vergleich, wie ihn Letronne annimmt, ist demnach nur in soweit zulässig und verständlich, als die Etymologie der angewendeten Schiffsbenennung das Schiff an sich schon als ein grosses (z. B. ὁλκάς) oder einen hohlen Raum (z. B. σκάφος) bezeichnet: Pherekrates (Meineke, a. a. O. II p. 324: κύλικας ὥσπερ ὁλκάδας οἰναγωγούς); Anaxilas (ib. III p. 348; I p. 19): ἡ Φρύνη .... τὸν .. ναύκληρον λαβοῦσα καταπέπωκ' αὐτῷ σκάφει u. a. m. Hat aber das Wort durch seine Etymologie einen bestimmten anderen Sinn, der sich auf Eigentümlichkeiten der Form bezieht, so muss die Benennung hierin ihren Grund haben. So liesse sich z. B. wohl denken, dass eine Schuhart wegen ihrer ungeschickten Grösse ὁλκάς hiesse, wie ja auch wir in diesem Sinne von 'Oderkähnen' sprechen; wenn aber ein Schuh ἄκατος oder ἀκάτιον heisst, wie dies wirklich der Fall ist (Hesychius und Bekker, anecd. p. 371, 4: ἀκάτια· ὑποδημάτων εἴδη),

so hatte derselbe gewiss eine bestimmte Eigenschaft, welche diese Benennung veranlasste: diese Schuhe können natürlich nicht 'carinata' sein, sie werden 'puppe rostrata', vorn spitz zulaufend gewesen sein. Daher glaube ich, dass auch der Witz des Telestes in der Etymologie des Wortes ἄκατος liegen muss, wenn sich auch die Erklärung jetzt kaum wird geben lassen[15]). Durch all diese Umstände werden wir also doch auf eine längliche, vorn spitz zulaufende, und wenn wir das 'inflexa puppe' des Mucianus hinzunehmen, hintenübergebogene, vielleicht mit einem Henkel versehene Vasenart gewiesen. Dem widerspricht aber alles, was von Vasen gefunden ist, und die Zweifel an dem länglichen, geschnäbelten Trinkgefäss wären auch so vielleicht noch gerechtfertigt, wenn nicht wenigstens Ein Vasenbild uns einen bestimmten Anhaltpunkt gäbe. Durch Herrn Dr. Furtwängler in Berlin, mit welchem ich meine Ansichten über diese längliche Vasenform persönlich austauschte, bin ich auf eine der diesjährigen Erwerbungen der Königl. Vasensammlung in Berlin aufmerksam gemacht worden. Es ist ein Alabastron schönen Stils (No. 2696 des Inventars). Das rotfigurige Bild zeigt folgende Darstellung: ein bärtiger Eros überreicht einer Nymphe einen länglichen, spitz zulaufenden, hohlen Gegenstand, dessen dem Mädchen zugewendetes Ende nach Innen henkelartig umgebogen ist. Dies und die Grösse — der Gegenstand ist grösser als ein Frauenfuss — macht es unmöglich, in ihm die Fussbekleidung ἄκατιον zu erkennen: es ist kaum daran zu zweifeln, dass uns hier der erwünschte Beleg für das längliche Trinkgefäss ἄκατος gegeben ist.

III.

Ἱστὸς ἀκάτειος und ἱστία ἀκάτεια der athenischen Triere.

Ehe ich dem Kuttermast seinen Platz auf der Triere anweise, muss ich noch einen Punkt besprechen, welcher in Grasers Untersuchungen eine wichtige Stelle einnimmt, die Zahl der ἱστοὶ ἀκάτειοι. Bis auf Graser galt es als sicher, dass jede Triere ausser dem Grossmast nur Einen Kuttermast gehabt habe. Diese Ansicht gründete sich auf Böckhs Untersuchungen über die Seeurkunden, und deshalb muss ich hier im Zusammenhang meiner Untersuchung auch über diese sprechen, um Grasers Methode in der kritischen Behandlung derselben zu charakterisieren.

Mit grosser Genauigkeit sind in den achtzehn Urkunden, von

welchen Böckh Abschriften durch L. Ross erhalten hatte, Inventare über die auf den Werften in Athen befindlichen Schiffe und ihre Geräte geführt, und nur der fragmentarische Zustand der Marmorplatten und die häufig unleserlich gewordenen Buchstaben lassen uns des Gewinnes für unsere Kenntnis des athenischen Seewesens zum Teil wieder verlustig gehen. Der Zeit nach zerfallen diese achtzehn Urkunden in zwei Klassen: die älteren umfassen No. I—X, die jüngeren No. XI—XVIII. Denn in den Letzteren werden einige Geräte nicht mehr aufgeführt, welche auf den ersten zehn Urkunden stets vorkommen: *ἱστοὶ ἀκάτειοι*, *κεραῖαι μεγάλαι* und *παρασκάται* (Böckh, Cap. IX p. 128). Dass diese Geräte von der Zeit der elften Urkunde an (Ol. 112, 3 = 330 v. Chr.) auf der Triere nicht mehr im Gebrauch gewesen sein sollten, ist unmöglich; deshalb hat Böckh mit Recht angenommen, dass diese Stücke zwar noch vorhanden waren, aber von jetzt an nicht mehr vom Staat, sondern von den Trierarchen geliefert und deshalb nicht mehr inventarisiert wurden. Es kann sich demnach für die Bestimmung der Zahl der *ἱστοὶ ἀκάτειοι* nur um die Urkunden No. I—X handeln. Diese zehn Urkunden sind für unsere Frage wieder in zwei Klassen zu teilen: No. IV giebt ein Verzeichnis von Schiffen in Summen, während in den übrigen Urkunden die Schiffe einzeln, jedes mit seinem Gerät, aufgezählt werden. Aus den Verzeichnissen in No. IV einen Schluss auf die Zahl der Kuttermaste zu ziehen, ist unmöglich, weil die entscheidenden Zahlen, entweder die der Schiffe oder der Masten oder beider zugleich, hier stets verloren gegangen sind. Leider hat auch die in diesem Jahre in Athen gefundene Seeurkunde, welche von C. Schaefer in den 'Mitteilungen des archäologischen Instituts in Athen' V S. 43—51 veröffentlicht ist, kein besseres Schicksal erfahren als jene älteren Urkunden, auch in ihr fehlen die entscheidenden Zahlen, und der Herausgeber hat sie nach Böckhs Ansichten ergänzt. In brieflichem Verkehr bestätigt mir Herr Dr. Schaefer die Vermutung, dass in den Raum der verloren gegangenen Zahlzeichen sowohl die einfache als auch die doppelte Zahl der Schiffe und Masten passt; er fügt noch besonders hinzu, dass bei einer Stelle (No. I b Zeile 7) die Ergänzung noch unsicherer wird, da hier die Zahl am Ende der Zeile stand und die Inschrift überhaupt so unregelmässig geschrieben ist, dass man für die Grösse des Raums, wenn es sich um einen oder zwei Buchstaben handelt, keine Garantie übernehmen kann. In den übrigen Urkunden bei Böckh findet sich der Singular von *ἱστὸς ἀκάτειος* in No. IV h. 55, p. 332 (die letzten Columnen von No. IV haben

nicht Summen, wie die ersten); V c. 15, p. 337; ebend. 31; ebend. d. 24, p. 338 und 35, p. 339; VII b. 14, p. 348 mit Böckhs Ergänzung [ἱστὸν] ἀκάτει[ον]; ebend. 62, p. 350; X b. 55, p. 372; c. 65, p. 376.

Dieser stattlichen Zahl von sicher überlieferten Stellen mit dem Singularis gegenüber findet sich No. I b 35 hinter ἱστὸν] ἀκάτειον das Zahlzeichen I, welches nicht nötig gewesen wäre hinzuzusetzen, wenn überhaupt nur Ein ἱστὸς ἀκάτειος vorhanden gewesen wäre, und No. X c 90 vor dem Pluralis ἀκατείους die Reste einiger Buchstaben, aus welchen Böckh ἱστούς rekonstruiert. An diesen beiden Stellen nimmt Böckh Schreibfehler des Steinmetzen an, Graser dagegen nimmt gerade sie als Ausgangspunkt für seinen Beweis der beiden ἱστοὶ ἀκάτειοι einer jeden Triere. An den oben angeführten Stellen steht nämlich das entscheidende Wort immer am Ende der Zeile, und hier ergänzt Graser stets das Zahlzeichen I. Es ist gewiss, dass erst die Veröffentlichung der erneuten Revision der Böckhschen Urkunden, welche im zweiten Band des Corpus Inscriptionum Atticarum veröffentlicht werden wird, die zweifelhaften Lesarten bei Böckh sicher stellen wird[16]). Denn weder die Abschriften von L. Ross, welche Böckh vorlagen, noch die Revision durch Pittakis in der Ἐφημερὶς ἀρχαιολογική können heute als zuverlässig gelten. Aber gegen die Berechtigung des Graserschen Schlusses aus dem damals vorliegenden Material muss auch vor dem Erscheinen des zweiten Bandes des C. I. A. entschiedene Einsprache erhoben werden. Schreibfehler, wie sie Böckh für I b. 35 und X c. 90 annimmt, sind in den Seeurkunden nicht ausgeschlossen, ja man muss, wenn man die sonstige Akribie der Aufzeichnungen in diesen Urkunden dagegen hält, sie für zahlreich erklären. Zu den vielen in den Anmerkungen zu den Seeurkunden von Böckh besprochenen Fehlern, welche auch Graser zum grössten Teile als solche bestehen lassen muss, füge ich aus den später gefundenen Urkunden noch einige hinzu: Ἐφημερὶς ἀρχαιολογική No. 1356 Col. 2 Zeile 15: ΙΣΤΟΝ ΑΚΑΤΕΙΩΝ; Zeile 23: ΚΩΠΑΙ Θ(Ρ)ΑΝΙΤΑΔΕΣ; Schäfer a. a. O. Taf. II b. 17: ΚΑΙΜΑΚΙΔΕΣ statt des Accusativus. Aehnlich wie bei den ἱστοὶ ἀκάτειοι ist Grasers Verfahren bei der Feststellung der Zahl der Ruderer Böckh gegenüber: einmal wird diese für die Zygiten in den Inschriften als 58 angegeben, sonst als 54. Während nun Böckh und mit ihm Zoeller die Zahl 54 für die richtige hält, da sie am öftesten vorkommt, erklärt Graser der Symmetrie zu Liebe die einmalige Zahl 58 für die richtige. So nehme ich auch mit Böckh an, dass an den beiden Stellen der Seeurkunden Schreibfehler vorliegen, und verwahre mich entschieden

gegen das Einsetzen des Zahlzeichens I an den anderen Stellen. Namentlich in Urkunde No. I b 35, auf welche Graser sich besonders stützt, ist das Zahlzeichen um so eher auf ein Versehen des Steinmetzen zurückzuführen, als das folgende ΙΣΤΟΣ die Wiederholung des I bewirkte. Damit fällt auch Grasers künstliches Gebäude zusammen, dass der Staat bis Ol. 101,4 = 373 v. Chr. (Urkunde No. I) zwei Kuttermasten, von da an bis kurz vor Ol. 112,2 = 331 v. Chr. (Urkunde No. XI) nur einen von den beiden Kuttermasten und von da an gar keine mehr geliefert habe; vielmehr hat Böckh unzweifelhaft Recht, dass es überhaupt nur Einen Kuttermast auf der Triere gegeben und der Staat diesen bis Ol. 112,2 geliefert habe.

Dieser, wie man nach dem Vorhergehenden annehmen muss, Eine Kuttermast hatte ebenso wie der Grossmast zwei Raaen, mithin auch zwei Segel (Böckh p. 129). Aber wenn diese Segel auch ebenso wie die des Grossmasts Raasegel waren, so müssen sie von diesen doch in bestimmter Weise verschieden gewesen sein; wären sie nur kleiner gewesen, so hätte es genügt, sie ἱστία μικρά zu nennen. Auf den Mast trifft gewiss auch μικρός zu, für die Segel aber nicht. Die Aehnlichkeit der beiden Maste muss eine sehr grosse gewesen sein, und es ist deshalb den Scholiasten und Lexikographen kein all zu grosser Vorwurf daraus zu machen, dass sie uns so wenig klare Beschreibungen gegeben haben. Wurde doch, worauf Zoeller aufmerksam macht, wenn dem Schiff der ἱστὸς μέγας fehlte, ein ἀκάτειος eingesetzt (Urkunde II 68; Böckh p. 290: ἐνδεῖ . . . ἱστοῦ μεγάλου· ἀντὶ τ]ούτου ἀκατείου ἐσ[τ]ιν). So sagt denn Phrynichus (bei Bekker, anecd. p. 19, 10) erst richtig: ἀκάτια· τὰ τῶν ἀκατίων ἱστία; im Folgenden ist aber schon der Irrtum vorhanden: κυρίως μὲν σημαίνει τὰ μικρὰ ἱστία, λέγεται δὲ καὶ ἐπὶ τῶν μεγάλων. Fast noch schlimmer ist die Verwirrung der Begriffe bei Hesychius: ἀκάτια· τὰ μεγάλα ἄρμενα, ἀκάτιος· ὁ μέγας ἱστός. 'Fast möchte man glauben', sagt Böckh, 'dass man überhaupt in späterer Zeit die grossen Masten ἀκάτειοι genannt habe'. Diesen Worten möchte ich indes nicht beistimmen, vielmehr scheint mir der Hauptgrund der Verwirrung darin zu liegen, dass ἀκάτειος in dieser Zeit schon sachlich und sprachlich zur Antiquität geworden war; man hatte auf dem Hinterschiff den ἐπίδρομος und auf dem Vorderschiff den δόλων, beides verständlichere Namen als jener.

Böckh (p. 140) zieht nun aus den zahlreichen Stellen, die er beigebracht, den Schluss, dass die akatischen Segel kleiner waren, als die des Grossmastes, und in Beziehung auf das Gesamtareal der beiden

akatischen und der beiden Grosssegel hat er offenbar Recht. Aber es folgt daraus noch nicht, dass nun auch bei beiden Masten die Verteilung des Segelareals eine gleiche gewesen ist, so dass an jedem der beiden Maste die beiden Segel gleich gross waren. Vielmehr muss man dem 'Kutter' -mast der Triere auch seine Segel lassen, wie er sie als einziger Mast des Kutters gehabt hat. Alle Einmaster haben ein grosses Hauptsegel und darüber ein viel kleineres, das 'Topsegel'. Wird ein solcher Mast ohne Veränderung seiner Takelage — und eine Veränderung kann nicht vorgenommen worden sein, sonst hätte auf den Mast nicht mehr der Name ἀκάτειος gepasst — zu dem Grossmast hinzugefügt, so unterscheidet er sich eben wesentlich vom Grossmast. Bei diesem sind die beiden Segel fast gleich gross und das gesamte Segelareal grösser als bei jenem; beim Kuttermast ist das untere Segel soviel grösser als das des Grossmastes, dass auch seine Raa höher ist als die des unteren Segels beim Grossmast. So bezeichnet der terminus technicus 'Grosssegel' dieselben als die Segel des Grossmastes (welche auch zusammen grösser sind als die ἀκάτεια), aber von den Kuttersegeln (die zusammen keiner sind) ist das untere das grössere von beiden Segeln und auch grösser als das des Grossmastes.

Die weitere Frage ist nun die, auf welchem Teile des Schiffes der Kuttermast stand. Böckh hat die Takelage der Triere mit der unsrer Briggs verglichen, d. h. er nimmt nach dieser Analogie an, dass der kleinere Mast auf dem Vorderschiff stand. Dass diese Anordnung der Masten auf unsern Briggs keine zufällige ist, sondern auf bestimmten Gesetzen beruht, werden die folgenden allgemeinen Erörterungen ergeben, welche ich wieder dem schon erwähnten 'Handbuch für Schiffbau' von W. F. White entnehme.

'Luvgierigkeit' bezeichnet das Bestreben eines Schiffes, das Vorderteil in den Wind hineinzutreiben. Diesem Bestreben muss, wenn es allzugross ist, entgegengewirkt werden, da es sonst unmöglich ist, das Schiff im Kurs zu halten. Angenommen nun, bei einem Schiff sind die Gesetze der Stabilität, d. h. der Verteilung des Gewichtes, genau befolgt, so wird das Schiff, wenn es den Grossmast in der Mitte und den kleineren Mast auf dem Hinterschiff hat, zuviel 'Luvgierigkeit' haben, d. h. der z. B. von links und hinten kommende Wind treibt das Hinterschiff nach rechts, das Vorderschiff aber nach links in den Wind, da das Schiff in der Mitte sich um seine vertikale Achse dreht. Es muss deshalb das Segelareal durch die Stellung der Masten längsschiffs so verteilt werden, dass die beiden sich entgegenstehenden Be-

strebungen des Vorder- und Hinterschiffes in ein richtiges Verhältnis gebracht werden: bei zweimastigen Schiffen kommt der eine Mast auf das Vorder-, der andere auf das Hinterschiff. Ist die Kraft des seitlichen Windes, welcher auf die Segel des Hinterschiffes wirkt, sehr gross, wie bei den Brigg-Schoonern, welche ein grosses viereckiges Schratsegel (das der Längenachse des Schiffes nach steht) auf dem Hinterschiff führen, so steht auf dem Vorderschiff ein besonders starker Mast mit mehreren Raasegeln; bei den Briggs ist der Hauptmast nach hinten gerückt, und da somit auf dem Hinterschiff nur der Druck auf Raasegel stattfindet, so genügt auf dem Vorderschiff ein etwas kleinerer Mast mit Raasegeln.

Für die athenische Triere ist es von Wichtigkeit, dass, wie die angeführte Stelle des Xenophon zeigt, die Segel des Kuttermastes, wenn man in die Seeschlacht ging, allein gebraucht wurden. Stünde der Kuttermast auf dem Hinterschiff, so würde die Triere, besonders wenn einmal die Ruder nicht thätig waren (und dies scheint doch oft der Fall gewesen zu sein, da Xenophon bei Iphikrates das Gegenteil besonders hervorhebt), zuviel 'Luvgierigkeit' haben, wenn der Wind nicht direkt von hinten steht. Dieser Uebelstand fällt weg, wenn der Kuttermast auf dem Vorderschiff steht.

Zu dieser technischen Forderung für die Stellung des Kuttermastes kommen noch rein praktische Gründe. Es ist im ersten Abschnitt (p. 46) hervorgehoben, dass die akatischen Masten umgelegt wurden. Da der Mast, wenn er aufgerichtet ist, an sich schon eine Neigung nach hinten hat, um bei sehr starkem Winddruck nicht nach vorn gebeugt zu werden, so geschieht das Umlegen leichter nach hinten zu; stünde er umgekehrt auf dem Hinterschiff, so wäre die schwierigere Manipulation nötig, ihn nach vorn zu legen. Endlich bietet die Stellung des Kuttermastes auf dem Vorderschiff noch einen Vorteil beim Gebrauch aller, auch der Grosssegel. Da nämlich die Raa des untern Kuttersegels höher ist, als die des Grossmastes, so wird die Lücke, welche zwischen den beiden Grosssegeln vorhanden ist, durch das untere Kuttersegel verdeckt; der durch diese Lücke gehende Wind geht nicht verloren, sondern wird vom Kuttersegel aufgefangen.

Zum Schluss komme ich noch einmal auf Zoeller zurück. Es ist seinem scharfen Blicke nicht entgangen, dass der akatische Mast dem Grossmast sehr ähnlich gewesen sein muss, da er auch anstatt dieses eingesetzt wurde. Für den heutigen Stand der Frage in Betreff der lateinischen Segel gewinnt diese von Graser nicht beachtete Stelle der

Seeurkunden noch besonders an Bedeutung: dieses Schiff mit seinen drei lateinisch getakelten Masten würde nicht allein von den andern Schiffen sich zu sehr unterschieden haben, sondern auch seine Takelage für den Zweck, den Graser derselben zuschreibt, fast unbrauchbar gewesen sein. Der lateinisch getakelte Mast in der Mitte des Schiffes widerspricht den Vorstellungen von Takelage, welche wir uns nach den besten technischen Büchern machen können[17]).

Graser hat seinen Untersuchungen über die Takelage der athenischen Triere den bestechenden Gedanken zu Grunde gelegt, dass der hellenische Geist in der Ausbildung des Segelwesens hinter dem modernen nicht zurückstehe. Die gegebene Untersuchung wird nicht so aufgefasst werden können, als wolle sie den hellenischen Genius verkleinern: die athenische Triere war ihrem Wesen nach ein Ruderschiff, die bis ins Kleinste gehende Ausbildung der Takelage blieb der Periode des überseeischen Weltverkehrs vorbehalten. Anderseits legt es das beste Zeugnis für die besondere Befähigung der Hellenen auch auf dem nautischen Gebiete ab, dass sie von der so wichtigen karischen Erfindung des scharfen Kieles den ausgedehntesten Gebrauch machten. Es gewinnt dadurch an erhöhter Bedeutung, was der Chor in Sophokles' Antigone singt:

Πολλὰ τὰ δεινὰ κοὐδὲν ἀνθρώπου δεινότερον πέλει.
τοῦτο καὶ πολιοῦ πέραν πόντου χειμερίῳ νότῳ
χωρεῖ, περιβρυχίοισιν
περῶν ὑπ' οἴδμασιν.

Anmerkungen.

[1]) (p. 40.) Der dritte Supplementband des Philologus trägt auf dəm Titel die Jahreszahl 1878, das zweite Heft aber, welches Grasers 'Untersuchungen' enthält, ist schon 1865 ausgegeben. Dieser Zeitpunkt fällt mitten in Zoellers Studien, und da er in seinem Manuskript Grasers 'Untersuchungen' gar nicht erwähnt, so ist anzunehmen, dass er, wenn ihm dieselben überhaupt zu Gesicht gekommen sind, eine Widerlegung derselben nachträglich seiner Schrift einfügen wollte.

[2]) (p. 42.) Schol. zu Lucan 5, 429: Vela minora in modum deltae litterae. Isidor 19, 3: Supparum, veli genus, unum pedem habens.

[3]) (p. 47.) ὤρθωται ὁ ἱστός, nämlich vor der Abfahrt, bei Lucian (κατάπλους 1 = I p. 325, 32 Bekk.) ἐπαίρεσθαι τοὺς ἱστούς bei Polybius I 61, 7 zeigt auch für diese Zeit den feststehenden Gebrauch des Verbums. ἐπαίρεσθαι τὸν δόλωνα ist bei Livius XXXVI 44 durch 'erigere dolonem' (daselbst findet sich auch das Gegenteil 'malos inclinare') und XXXVII 30 durch 'tollere dolonem' wiedergegeben. Deshalb hält Zoeller auch gegen Böckh den δόλων für einen kleinen Mast mit einem einzigen Segel; er setzt denselben auf das Vorderschiff, während der ἐπίδρομος — der Name ἀκάτειος ist in dieser Zeit nicht mehr gebräuchlich — auf das Hinterschiff zu stehen kommt. (Ueber die Zahl der ἱστοὶ ἀκάτειοι auf der athenischen Triere s. den 3. Abschnitt dieser Abhandlung p. 62 f.) Graser fasst den δόλων als oberstes seiner drei Raasegel des Grossmastes und setzt an die Spitze des Mastes die beiden 'suppara' der späteren Zeit. Dadurch bekommt der Grossmast der athenischen Triere 'aus der Zeit des Demosthenes' eine zu grosse Höhe. Um seine Erklärung der κάλῳ als 'Wanten' (= Strickleitern) zu beweisen, citiert Graser offenbar aus dem Gedächtnis, Lucian πλοῖον (I p. 339, 17 Bekk.), wo erwähnt werde, dass ein ναύτης διὰ τῶν κάλων ἀναβαίνει ἐπὶ τὴν κεφαλίαν (die 'Raa'); das ἀναβαίνειν deute auf ein sicheres Schreiten auf etwas Leiterartigem, nicht auf ein Klettern, welches die einfachen Taue erforderten. Die Stelle heisst indes wörtlich: παρὰ τὸν ἱστὸν ἐπὶ πολὺ ἑστηκότες ἀναβλέποντες, ἀριθμοῦντες τῶν βυρσῶν τὰς ἐπιβολάς, καὶ θαυμάζοντες ἀνιόντα τὸν ναύτην διὰ τῶν κάλων, εἶτα ἐπὶ τῆς κεφαλίας ἄνω ἀσφαλῶς διαθέοντα, τῶν κερκιδικῶν ἐπειλημμένον! Das klingt doch entschieden anders, ἀνιόντα statt ἀναβαίνοντα! Und dazu das θαυμάζοντες, welches sich doch auf ἀνιόντα und ἀσφαλῶς διαθέοντα bezieht. Ein 'sicheres Hinaufsteigen' wäre gewiss nicht zu bewundern. Aber auch angenommen, die κάλῳ wären 'Strickleitern' gewesen, so wäre das Hinaufsteigen auch nicht ein sicheres zu nennen; der Gebrauch der Füsse und Hände würde ἀναρριχᾶσθαι erfordern: Suidas: ἀναρριχᾶσθαι· ἅπαντες ἀναβαίνειν ἅμα ταῖς χερσὶν ἀντιλαμβανόμενον καὶ στηριζόμενον und damit übereinstimmend Phrynichus bei Bekker, anecdota p. 19, 25: πάνυ Ἀττικὴ ἡ φωνή· σημαίνει δὲ τοῖς ποσὶ καὶ ταῖς χερσὶν ἀντεχόμενον ἀναβαίνειν, οἷον ἀνέρποντα. Dem Hinaufklettern auf den 'Wanten' würde völlig entsprechen Aristophanes Friede v. 69:

ἔπειτα λεπτὰ κλιμάκια ποιούμενος,
πρὸς ταῦτ' ἀναρριχᾶτ' ἂν ἐς τὸν οὐρανόν,
ἕως ξυνετρίβη τῆς κεφαλῆς καταρρυείς.

Lucian (Lexiphanes 8 = II p. 336, 32 Bekk.) gebraucht das Wort ebenfalls in seiner eigentümlichen Bedeutung von Trunkenen, die auf Händen und Füssen die Treppe hinaufklettern: *μετὰ δὲ ὁ μέν τις ἐπὶ τὴν κατήλιφα ἀναρριχησάμενος ἐπιφόρημα ἐζήτει, ὁ δὲ ληκίνδα ἐπαιζεν, ἄλλος ἐρρικνοῦτο σὺν γέλωτι τὴν ὀσφύν.* Der Ausdruck *ἀναρριχᾶσθαι* ist in der Stelle des *πλοῖον* vermieden und dafür der allgemeinste *ἀνιέναι* gesetzt, weil es eben kein Hinaufklettern auf etwas Leiterartigem ist.

[4]) (p. 51.) Die obere Rute des Graserschen Bootsmastes hat folgende Länge: $17 \times 4'$ (so viel beträgt nach seiner Berechnung der Abstand zweier Ruder von einander) = 68', d. h. ungefähr 46 *πήχεις*. Die Breite der Triere ist nach Graser etwa $4^1/_2 \times 4 = 18'$, also etwa 12 *πήχεις*; etwas länger würde nach meiner Berechnung die untere Raa des *ἱστὸς ἀκάτειος* sein, circa 14 *πήχεις*, die obere wieder kürzer, etwa 11 *πήχεις*. Es liegt auf der Hand, dass die 10 *πήχεις*, welche in der Urkunde als die nicht gewöhnliche Länge der akatischen Raa angegeben werden, diese immerhin noch als brauchbar, wenn auch nicht mehr als probehaltig (*ἐνδόκιμος*) erscheinen lassen.

[5]) (p. 52.) Aristophanes Friede 143:

Τὸ δὲ πλοῖον ἔσται ναξιουργὴς κάνθαρος.

Schol.: *πλοῖα ἦν οὕτω λεγόμενα, κάνθαροι, ἐν Νάξῳ γενόμενα, ὡς νῦν σίλφας τινὰ λέγουσιν ἀκατίων εἴδη;*

Acharner 720:

ἐνθεὶς ἐς τίφην.

Schol.: *τίφην οἱ Ἀθηναῖοι καλοῦσι τὴν καλουμένην σίλφην. ἔστι δὲ ζῷον κανθαρῶδες*; cf. Phrynichus p. 300, der ebenfalls *τίφη* als die attische Form bezeichnet. Es sind also *κάνθαρος* sowol wie *τίφη* Arten der *ἀκάτια*, beides kleine Boote; deswegen und wegen ihrer Schnelligkeit 'Käfer' und 'Motte' genannt. Ebenfalls *ἄκατοι* sind die *κέλητες*, 'Renner', die zum schnellen Befördern von Depeschen verwendet wurden (Xenophon Hell. I 6, 36) und wahrscheinlich auch die *λέμβοι* (s. Anm. 9).

[6]) (p. 53.) Das Epigramm, welches mir erst nachträglich zugänglich geworden ist, ist ein *ἄδηλον* aus späterer Zeit; es lautet:

Τὸν βραχὺν, ἰχθυβολῆες, ὑπὸ σχοινῷ με Πρίηπτον
στειλάμενοι κώπαις τὰν ὀλίγαν ἄκατον

* * *

δίκτυά θ' ἁπλώσασθε, πολὺν θ' ἁλιήχεα βῶκα
καὶ σκάρον, οὐ θρίσσης νόσφιν ἀρυσάμενοι,
γλαυκὸν ἐνιδυνθέντα νάπῃ, σημάντορα θήρης,
τίετ', ἀπ' οὐκ ὀλίγων βαιὸν ἀπαρχόμενα.

Diese *ὀλίγα ἄκατος* ist also eine *ἁλιευτική* (Suidas: *ἀκάτιον· εἶδος πλοίου ἁλιευτικοῦ*), das einzige Beispiel für diese Art, welches mir bekannt ist.

[7]) (ebend.) R. H. Klausen (Ausg. d. Agamemnon, Gotha 1833, in der Rost- und Jacobsschen Sammlung) sucht die Worte *ψαμμίας ἀκάτας* zu halten '*ψάμμιος*: in arena haerens, non: ex arena constans. casus haud dubie genitivus est. classis designetur mentione regiae navis, in qua versantur omnia. Ita Homer A. 300. Sophocl. Aiax 202. 250. Pendent vero hi genitivi a *χρόνος*: tempus haerentis arena navis. Si quid mutandum esset, non *ἀκάτους* scribendum, sed *ἄκατον*, quod extricari posset ex *ἀκάτα* Fl'. Die Lesart bietet aber, ganz abgesehen davon, dass *ψαμμίας* auch von Klausen nicht zur Befriedigung erklärt ist, metrische Schwierigkeiten; erforderlich

sind vier Silben, wie *ψαμμὶς ἀκτά*, was Ahrens conjiciert. Eine Emendation, die allen Anforderungen, auch den syntaktischen, gerecht wird, ist noch nicht gefunden.

[8]) (ebend.) Es war schon für Athenaeus (XIII 560 A) verlockend zu zeigen, wie zwei verschiedene Dichter, Theognis und der Komiker Theophilos, denselben Vergleich durchführen; man möchte den letzteren, wenn er nicht sein Vorbild genannt hat, des Plagiats beschuldigen:

Theognis: *Οὔ τοι σύμφορόν ἐστι γυνὴ νέα ἀνδρὶ γέροντι·*
οὐ γὰρ πηδαλίῳ πείθεται ὥστ' ἄκατος,
οὐδ' ἄγκυραι ἔχουσιν· ἀποῤῥήξασα δὲ δεσμὰ
πολλάκις ἐκ νυκτῶν ἄλλον ἔχει λιμένα.

Theophilos im Neoptolemos (Meineke, fragm. com. gr. III p. 628):

Οὔ συμφέρον νέα 'στὶ πρεσβύτῃ γυνή·
ὥσπερ γὰρ ἄκατος οὐδὲ μικρὸν πείθεται
ἑνὶ πηδαλίῳ, τὸ πεῖσμ' ἀποῤῥήξασα δέ
ἐκ νυκτὸς ἕτερον λιμέν' ἔχουσ' ἐξευρέθη.

[9]) (p. 55.) Sisenna histor. 4: navisque triginta biremis, totidem myoparones. Festus: navigii genus, ex duobus dissimilibus formatum. nam Myon et Paron per se sunt. Schol. Aristophanes Friede 143: *τῶν πλοίων τας εὐρούσας πόλεις τὰς ἀρχιτεκτονίας ἐκάλουν οἱ πρότεροι ἐπωνύμους, οἷον τοὺς νῦν λέμβους Ναξιουργεῖς ὠνόμαζον. ἐκ τοῦ αὐτοῦ . . . καὶ τὸν πάρωνα ἀπὸ Πάρου.* Scaliger erklärte zuerst *μύων*: 'quod oblonga murium corpora referrent'.

[10]) (p. 56.) S. meine Dissertation 'de C. Licinio Muciano', Leipzig 1870 und A. Furtwängler 'Plinius und seine Quellen über die bildenden Künste' im 9. Supplementband d. Jahrb. für klass. Philologie p. 52—56.

[11]) (ebend.) Diese Muschel ist die Argonauta Argo, der 'Papiernautilus'; vgl. Oscar Schmidt in Brehms Thierleben. Grosse Ausgabe, 4. Abteilung, 2. Band p. 202: 'Eine dritte, schon im Altertum berühmte und vielfach beschriebene Form der achtfüssigen Zweikiemer ist der Papiernautilus (Argonauta Argo). Es ist das Weibchen, welches man bis vor noch nicht zwanzig Jahren allein gekannt hat, und welches mit einem schönen zarten Gehäuse versehen ist'. Die beigefügte Abbildung entspricht ziemlich genau der Beschreibung des Mucianus. 'Die Schale zeichnet sich durch ihre Eleganz und Papierdünnheit aus. Das Verhältnis des Tieres zur Schale ist ganz einzig, indem es nirgends mit derselben enger verbunden oder verwachsen ist, auch die Gestalt des herausgenommenen Tieres gar nicht dazu zu passen scheint. Es ist daher sehr zu entschuldigen, wenn man früher auf den bis in die neuere Zeit festgehaltenen Gedanken kam, das Tier der Argonauten bewohne die Schale einer fremden, nicht näher bekannten Gattung. Man fand indes, dass die Schale eine Absonderung der beiden Lappenarme ist, welche jene von aussen bedecken uud in dieser Stellung die Schale halten. — Man findet die Argonaute sehr häufig in einer Stellung abgebildet, welche sie unmöglich annehmen kann, entsprechend einer von Aristoteles bis in unsere Zeiten geglaubten Fabel, dass sie, an der Oberfläche des Meeres schwimmend, ihre beiden segelförmigen Arme emporstrecke und sie wirklich als Segel gebrauche. Wie Verany sah, kommt sie allerdings bei Windstille herauf, aber nicht um zu segeln, sondern um ihre Lappenarme als kräftige Ruder zu gebrauchen. Das Thier schwamm auf diese Weise dem Ufer zu und konnte gefangen werden'.

Dieser naturwissenschaftliche Exkurs wirft ein neues, besseres Licht auf die

Glaubwürdigkeit des Mucianus. Zwar scheint das 'ludendi societate sola' darauf zu deuten, dass auch er das Tier als nicht eigentlich zur Muschel gehörig betrachtete. Dagegen schreibt auch er schon den Lappenarmen (palmulis) das Rudern (ferire ut remis), das Segeln aber den Bauschungen der Muschel zu (pandi concharum sinus aurae). Es liegt nicht im Zweck dieses Exkurses nachzuweisen, ob Mucianus den Aristoteles korrigiert oder gegen ihn polemisiert hat und ob er vielleicht in diesem Buche der naturalis historia dem Plinius als Hauptquelle (cf. H. Brunn, de auctorum iudicibus Plinianis. Bonn 1856 p. 47) gedient hat, in welcher Plinius die andern von ihm im Index aufgezählten Autoren schon citiert fand.

[12]) (p. 57.) Auf diesen Vergleich führte mich das Buch von v. Kronenfels, 'das schwimmende Flottenmaterial der Seemächte'. Wien 1880. S. 86.

[13]) (p. 59.) Vgl. Delbrück, Syntaktische Forschungen IV p. 12. K. Brugman im Liter. Centralblatt 1878 p. 983. Deshalb ist auch mit Passow bei Herodot VII 186 statt *τοῖσι σταγωγοῖσιν ἀκάτοισι* zu lesen *τῆσι* u. s. w., besonders da eine der ältesten Handschriften, der Florentinus A, diese Lesart hat. — Nachdem ich *ἄκατος* bei Joh. Schmidt, 'die Wurzel ak' (Weimar 1865), vergeblich gesucht habe, ersehe ich nach Beendigung meiner Arbeit aus Passow (Handwörterbuch 5. Aufl.), dass Klausen *ἄκατος* von *ἀκάζω* ableitet: 'fortasse derivanda est vox ab *ἀκάζειν* (ut *κάτωθ* a *κάζειν*, hymn. in Bacch. 55) de acuta navis figura'. Das 'fortasse' wird durch die Ausführungen im Text meiner Abhandlung zu einem 'sine dubio' und die unbestimmte 'acuta navis figura' genau bestimmt. — Immerhin interessant, wenn auch absurd ist die Ableitung von *ἄκατος* im Etymologicum magnum: *ἄκατος παρὰ τοῦ ἄγω· ἀκτός, καὶ πλεοναζούσῃ τοῦ ἄλφα ἄκ-α-τος· ἡ περιάγουσα καὶ διακομίζουσα.* Eine Ahnung wenigstens von der richtigen Etymologie hat Methodius (citiert im Etymologicum magnum): *ἢ ἀπὸ τοῦ ἄκτὴ γίνεται ἄκατος, ἢ ἀπ' ἀκτῆς εἰς ἀκτήν περιερχομένη.*

[14]) (p. 61.) Porson in der Leipziger Ausgabe der Medea des Euripides (1824) zu v. 139, p. 34. Die Konjektur, durch welche Porson (Valckenaer gegenüber, der zwei Tetrameter las) zwei Trimeter herstellt, ist so schlagend, dass sich kaum etwas besseres wird an die Stelle setzen lassen.

[15]) (p. 62.) Der Sinn des Witzes wird nicht eher erklärt werden können, als bis alle Bedeutungen des Wortes *ἄκατος* nach der Etymologie bekannt sind. So ist z. B. in unsern Lexicis nicht zu finden, was bei Hesychius steht und, wenn es auch etwas sonderlich klingt, doch gekannt zu werden verdient, da es auch auf einen metaphorischen Gebrauch der Bedeutung 'spitz', 'scharf', die in der Wurzel liegt, schliessen lässt: *ἀκάτιον τὶ ἐν ἀκατίῳ ἱστίον· ἢ ὁ διοπτεύων τὴν πόλιν ἄρχων· ἢ ὁ δικαστής.* So ist auch das von Hesychius und bei Bekker, anecd. p. 337,25 überlieferte *ὑποδημάτων εἶδη* noch nicht bekannt.

[16]) (p. 64.) Wünschenswert wäre es, schon vor dem Erscheinen des betreffenden Bandes des C. I. A. zu erfahren, ob, wie Graser U. p 165 behauptet, in Urkunde VII b. 14 hinter *ἱστόν*] *AKATEI* . . wirklich noch der Strich | den man wie in No. I b. 35 für ein Zahlzeichen halten müsste, auf dem Stein zu lesen ist.

[17]) (p. 68.) Allerdings gibt es Schiffe, die mit drei lateinischen Masten getakelt sind, z. B. die 'Schebecke', italienisch 'Sciabecco', vgl. Bobrik, Atlas Taf. XL. B Fig 14; aber Bobrik sagt: 'Bei starkem Winde müssen die lateinischen Segel abgetakelt und viereckige angebracht werden, was bei starkem Winde sehr mühsam ist'. Ein Wechseln der Segel ist aber im Altertum völlig unbekannt gewesen (vgl. Graser U. p. 155.)